

Werner Müller

Der neue katholische US-Präsident, der Jesuit und die amerikanischen Bischöfe

Der Demokrat **Joe Biden**, der am 20. Januar 2021 als 46. Präsident der Vereinigten Staaten ins Amt eingeführt wurde, ist – nach **John F. Kennedy** – der zweite Katholik im Weißen Haus. Als Kind irischer Einwanderer 1942 geboren, wurde er in einem entsprechend traditionell-konservativen Katholizismus erzogen – „einem Katholizismus, der aus Erzählungen über Verfolgung, Unterdrückung, Massensterben und religiöse und patriotische Opfergänge seine Intensität bezieht“ (M. Hochgeschwender, Glaubensbruder Joe Biden, FAZ 27. Jan. 2021, S. 9). Auch persönlich ist der 78-Jährige praktizierender Katholik und nach eigenem Zeugnis von seinem Glauben stark geprägt: „Meine Religion gibt mir enormen Trost“, sagte er einmal angesichts seines an familiären Tragödien reichen Lebens. Dies kam bei der Amtseinführung zum Ausdruck: Bei seiner Ansprache beschränkte er sich im Wesentlichen auf „eine auf Versöhnung und Einheit der Nation zielende patriotisch-zivilreligiöse Rhetorik“ (ebd.), setzte aber auch katholische Akzente, indem er auf die katholische Soziallehre zurückgriff und Augustinus als „Heiligen meiner Kirche“ zitierte, und symbolisch dadurch, dass er den Amtseid, wie auch schon bei früheren Vereidigungen, auf die über 120 Jahre alte Familienbibel ablegte, die Douay-Ausgabe der Bibel mit keltischem Kreuz. „Um dieser Bibel willen wurden Katholiken in der nordamerikanischen Zivilgesellschaft gewaltsam verfolgt und vom Schulunterricht ausgeschlossen“ (ebd.).

Übrigens: Vizepräsidentin Kamala Harris, deren Eltern aus Jamaika und Indien stammen, legte ihren Eid auf zwei Bibeln ab: die einer engen Jugendfreundin und eine Bibel aus dem Besitz von Thurgood Marshall, dem ersten afroamerikanischen Richter am Obersten Gericht in den 1960er Jahren.

Ein weiterer katholischer Akzent bei der „Inauguration“ war die Teilnahme von **Leo J. O'Donovan SJ**, einem persönlichen Freund Bidens. Auf dessen Bitte sprach er das Gebet zur Amtseinführung und war für den ersten Teil der Zeremonie, die sog. Invocation, verantwortlich. Der 1934 in New York geborene Jesuit war Präsident der Georgetown University. Nach Studien in den USA und Frankreich und seiner Priesterweihe 1966 absolvierte er ein Doktoratsstudium bei Karl Rahner in Münster, wo er 1971 in Theologie promoviert wurde. O'Donovan machte Biden auf den deutschen Widerstand und speziell den Jesuitenpater Alfred Delp aufmerksam, auf den er sich in seiner Weihnachtsansprache 2020 in Wilmington bezog. Auch mit dem ehemaligen Bundeskanzler Helmut Kohl war er persönlich bekannt, er besuchte mit ihm die Hinrichtungsstätte Plötzensee, wo Delp 1945 hingerichtet worden war (FAZ 20.1.2021).

Vor der Amtseinführung hatte Joe Biden mit seiner Frau Jill die Morgenmesse in der katholischen Kathedrale St. Matthew the Apostle in Washington besucht. – Zur Einführung selbst trug die 22-jährige Poetin Amanda Gorman ein Gedicht vor, das sie, mitsamt ihrem auffälligen Outfit, weltweit bekannt machte. Nachdem sie auch beim Super Bowl, dem wichtigsten TV-Ereignis des Jahres in den USA, aufgetreten war, wurde bekannt, dass sie als Jugendliche katholisch getauft wurde und von ihrer Kirchengemeinde in Los Angeles für ihr Studium in Harvard finanziell gefördert wurde.

Zieht man außerdem in Betracht, dass der neue Präsident am ersten Sonntag seiner Amtszeit die Messe in der Kirche zur Hl. Dreifaltigkeit in Washington besuchte und dass im Oval Office nun ein Portrait von Papst Franziskus zu sehen ist, ist die Einschätzung von Thomas Jansen nachvollziehbar: „Katholischer ... hätte die Amtseinführung ... kaum sein können“ (FAZ 26.1.2021, S.8). Umso erstaunlicher ist die Erklärung, die der Vorsitzende der amerikanischen Bischofskonferenz zur Amtseinführung abgegeben hat. Der Erzbischof von Los Angeles José Horacio Gómez schrieb zwar, er freue sich über die Zusammenarbeit, es werde „erfrischend“ sein, mit einem Präsidenten zu tun zu haben, der „in einer tiefgehenden und persönlichen Weise“ um die Bedeutung von Religion und religiöser

Institutionen wisse, hielt dem neuen Präsidenten aber zugleich eine Moralpredigt und ging mit ihm hart ins Gericht: „Unser neuer Präsident hat versprochen, Vorhaben zu verfolgen, die moralische Übel mit sich bringen und das menschliche Leben und die menschliche Würde bedrohen, vor allem im Bereich Abtreibung, Empfängnisverhütung, Ehe und Gender“ (ebd.). Biden hatte im Wahlkampf in der Tat deutlich gemacht, dass er persönlich Abtreibung ablehnt, er sei aber unsicher, ob er das Recht habe, anderen seine religiösen Überzeugungen aufzuerlegen (Th. Jansen, Für einen liberalen Katholizismus, FAZ 12.11.2020). Zu so viel Differenzierung scheint der Opus-Dei-Mann Gómez (*imprimatur* 4/2019 berichtete über seine Wahl zum Vorsitzenden der Bischofskonferenz) nicht fähig zu sein. Seine jetzige Erklärung steht auch in auffallendem Kontrast zur Milde, mit der die Bischofskonferenz bis zuletzt Trump behandelt hat: noch nicht einmal eine Andeutung zu seiner Rolle bei der Erstürmung des Kapitols oder eine Kritik an seinem öffentlichen Missbrauch der Bibel zu Wahlkampfzwecken.

Immerhin bekam der Vorsitzende Widerspruch von den „beiden Wortführern der überschaubaren Anhängerschar von Papst Franziskus in der Bischofskonferenz“. Der Erzbischof von Chicago, Kardinal Blase Cupich, distanzierte sich von ihm; seine Erklärung sei nicht nur vorher nicht abgestimmt worden, sondern auch „undurchdacht“. Auch der Erzbischof von Newark, Kardinal Joseph Tobin, formulierte Vorbehalte. Auch die päpstliche Botschaft zur Amtseinführung Bidens hatte einen anderen Klang; die Worte „Abtreibung“ und „Lebensschutz“ kamen darin gar nicht vor. Laut der amerikanischen Jesuiten-Zeitschrift *America* sei man im Vatikan „äußerst unglücklich“ über die Erklärung von Gómez; sie berge die Gefahr „noch größerer Spaltungen“ in der katholischen Kirche der Vereinigten Staaten. Ihr neuer Präsident steht also nicht nur vor der Aufgabe, die Polarisierung und Spaltung in der amerikanischen Gesellschaft insgesamt zu überwinden oder wenigstens abzumildern, sondern auch unter seinen Glaubensgenossen, die etwa 24 % der Bevölkerung ausmachen.

Hermann Häring

Ist Gott wirklich Mensch geworden?

Theologische Nach(t)gedanken zum Weihnachtsfest

Seit Jahrhunderten wird Weihnachten in unserem Kulturraum als ein reiches und vieldimensionales Fest erfahren. Sie wirkte als eine enorm fruchtbare Geburtsstätte von Sitte und Brauchtum. Kein anderer Tag hat im Christentum so viel Volksnähe erreicht und so bewegende Emotionen geprägt. Das spricht für das Fest, setzt es aber auch zahllosen Verfremdungen, Missverständnissen und Banalisierungen aus. Noch heute sind an diesem Tag die Kirchen voll, weil heimelige Krippenfeiern und kerzenstrahlende Metten die Gemüter erwärmen, nostalgische Erinnerungen wecken und ein beseligendes Liedgut aktivieren.¹ Doch genau diese heimelige Vertrautheit lenkt auch von der hochdramatischen Kernbotschaft was: Was passiert, wenn Gott sich in dieser Weise der Menschheit annähert?

Dieses Fest ist auch ein Teil von mir. Ich stamme aus einem katholischen Elternhaus, wuchs als Kind in einem geschlossen katholischen Dorf auf, genoss später ein katholisches Internat, verbrachte acht konfliktfreie Jahre in einem Orden, schließlich erzogen meine Frau und ich drei Kinder katholisch und ich widmete mein ganzes Erwachsenenleben der christlichen Theologie. So lebt eine breite Skala von grandiosen und innigen, familien- und naturverbundenen Weihnachtsgefühlen auch in mir. Kein christliches Fest geht mir mehr zu Herzen, aber in ihm spiegeln sich auch die Grundbeben, die mein Glaubensleben über Jahrzehnte hin erfahren hat.

Mensch mit Haut und Haaren

Deshalb habe ich mehr Fragen zu stellen denn je. Warum nämlich die Menschen so zahlreich zu den Weihnachtsgottesdiensten

¹ Ich übergehe hier die spezifische Situation, der das Fest 2020 durch die Corona-Krise ausgesetzt war.

kommen, kann ich nicht mehr eindeutig beantworten. Mir begegnet eine recht diffuse Skala von Motivationen, über die man vor Jahrzehnten noch ausführlich gepredigt hat.² Doch heute scheinen die Verkünder des Glaubens das Problem zu spüren. Je unklarer den Menschen dieser spontane Zugang wird, je mehr er sich in Richtung Kinderseligkeit, Kerzenschein oder bloße Brauchtumspflege verkürzt und je weniger das klassische Bild von der Jungfrauengeburt noch als Blickfang dienen kann, umso schmuckloser und nachdrücklicher wenden sich die Predigten dem theologischen Kernthema zu: „Gott ist Mensch geworden“; seit Christi Geburt ist Gott uns nahe. Die Sache wird auch heute noch in vielfache Worte gefasst: „Gott ist Fleisch geworden“, sagte 2020 Bischof Voderholzer, „Gott ist hier zu Hause (dahoam)“, erklärte Kardinal Marx. „Gott wird ganz Mensch mit Haut und Haaren“, war in meiner Tageszeitung zu lesen; er werde also einer von uns und so seien wir mit Seiner Gnade beschenkt, nicht mehr allein. Gotthard Fuchs versucht, aus diesem Denkschema auszubrechen. Er schreibt mit existentieller Farbgebung vom „Abenteuer Gottes mit den Menschen“ und davon, dass Menschen zu ihrer Quelle finden. Weihnachten hebt für ihn die ständige Erwartung auf Gottesnähe nicht auf. Fuchs erinnert an Meister Eckharts „Gottesgeburt in der Seele“. Zugleich erinnert er an Jesu „Art, von Gottes Güte nicht nur zu reden, sondern sie zu leben“.

Doch je „zeitnaher“ dieser Bekenntnissatz interpretiert wird, umso mehr bleibt meine Ausgangsfrage auf der Strecke: Was genau ist mit dem höchst abstrakten Weihnachtsbekenntnis von der *Menschwerdung Gottes* gemeint? Unausgesprochen gehen die aktuellen Verkünder von der klassischen Dreifaltigkeitslehre aus, die sie bis ins Unerträgliche vereinfachen, so als könne man das Jesuskind einfach mit dem lieben Gott identifizieren.³ Diese Simplifizierung mag lange funktioniert haben. Aber heute vergessen sie, wie diffus und beliebig unsere

Vorstellungen von Gott selbst geworden sind, ja, wie sehr die Gottesfrage unserer Gesellschaft überhaupt entglitten ist. Seitdem läuft diese Vorstellungswelt schlicht ins Leere. Das spricht nicht gegen die hörbereiten Empfänger, denn ihr Gottesverlust ist durch das Verstummen der Kirchen mit verursacht. Es spricht vielmehr gegen die amtlichen Sender der Botschaft, denn geradezu mechanisch repetieren sie einen Satz, der nicht falsch sein muss, aber faktisch zur leeren Hülse geworden ist.

Die Weisheit wurde sichtbar

In den Entstehungsjahren des christlichen Glaubens war das anders. Der Neutestamentler Michael Theobald legte 2016 eindrücklich dar, wie sprachlos Jesu Anhänger nach seinem Tod waren und wie mühsam sie nach Worten, Titeln und Symbolen rangen, um die Bedeutung Jesu überhaupt besprechbar zu machen. Man fand sie in den jüdischen Schriften und gewann dadurch ziemlich konkrete Vorstellungen. Hans Küng rekonstruierte schon 1973 diesen Prozess aus systematischer Sicht. Wer aber mit Theobald, Küng, Hubertus Halbas und anderen in der jüdischen Bibel auf die Suche geht, findet neben anderen Sprachfiguren (Diener Gottes, Menschensohn, Gottessohn, Messias) dort auch die *Figur der Weisheit*.

Sie erlangte in der vorjesuanischen Epoche eine besondere Bedeutung, als z.B. in Alexandrien ägyptisches, zeitgenössisch jüdisches und griechisches Denken aufeinander stießen. Man erstrebte in diesem kulturellen Schmelztiegel ein ganzheitliches und (modern gesagt) kulturübergreifendes Denken. Auf biblischer Basis sollten ein kosmisches und ein anthropologisches Denken einander durchdringen. So griff man den Grundgedanken der (aus jüdischer Sicht späten) Weisheitsbücher auf: Die Weisheit ist am Anfang geschaffen und von Ewigkeit her bei Gott. Sie tummelt sich auf dem Erdkreis und ihre Wonne ist es, bei den Menschenkindern zu sein (Spr 8,22-31). Poetischer kann man Schöpfung und Schöpfer nicht loben.

Auch die griechische Stoa konzentrierte sich auf diese Weisheit, die sie *Logos* nannte und als ein alles durchdringendes Weltprinzip, bisweilen gar als einen apersonalen Gott verstand. Diese Vorstellung leitete dazu an, Welt und Mensch(en) direkt als

² Monique Scheer/Pamela E. Klassen (Hg.), *Der Unterschied, den Weihnachten macht: Differenz und Zugehörigkeit in multikulturellen Gesellschaften*, Tübingen 2019.

³ Vgl. dazu Karlheinz Ohlig, *Ein Gott in drei Personen? Vom Vater Jesu zum „Mysterium“ der Trinität*, Mainz 1999.

Abbild von Gottes Weisheit zu verstehen. Der große jüdische Synthetiker Philon von Alexandrien (15 vor – 40 nach Christus) hat diese Bedeutungsstränge miteinander verschmolzen und der Johannesprolog konnte auf diese Vorstellungswelt zurückgreifen. In Jesus ist dieser Logos erschienen. Die bildhafte Ausschmückung dieses Grundgedankens mit seinen kosmischen Dimensionen ist stark und in der christlichen Tradition nie ganz verschwunden. Schon als Kind fiel mir am Sonntag nach Weihnachten der poetische Satz der Liturgie auf: „Tiefstes Schweigen hielt alles umfassen, die Nacht hatte in ihrem Lauf die Mitte des Weges erreicht. Da sprang dein allmächtiges Wort vom Himmel, vom königlichen Thron“ (Weish 18, 14f).

Der Johannesprolog stellt diesen Logos ins Zentrum und schafft damit für Jesus ein starkes Kernsymbol: *Und das Wort [die Weisheit] ist Fleisch geworden und hat unter uns ein Zelt aufgeschlagen*. In Jesus kam die Weisheit, die schon immer bei uns und in uns war, ganz neu, jetzt in historischer Gestalt zu uns und wurde in ihm zur gelebten Wirklichkeit. Seitdem können Jesu Botschaft, Handeln und Wirken als der Ausfluss göttlicher Weisheit gelten. Diese biblische Bildsprache, die unsere Wirklichkeit verändern kann, hat überzeugt.⁴ Sie will nichts objektiv beschreiben, sondern dynamisiert Verbindungslinien und bewirkt Konturen, die aufscheinen, sobald man sich lebenspraktisch mit der Jesusgeschichte auseinandersetzt.

Doch die Gegenfrage liegt auf der Hand

Steht in den offiziellen Glaubensbekenntnissen nicht etwas anderes? In der Tat, denn das Subjekt hat sich bald geändert: Jetzt kam nicht mehr die Weisheit ins Fleisch, sondern der eingeborene Sohn wurde zum *Menschen*. Gut so, jubeln unsere Glaubenshüter, denn damals habe ein intensives, vom Geist gelenktes Nachdenken zu dieser Umformulierung geführt. Allmählich (und nach schwierigsten theologischen Auseinandersetzungen) wurde

⁴ Die durch und durch symbolische Handschrift der christlichen Glaubenssprache wurde konsequent und umfassend im Lebenswerk von Hubertus Halbfas herausgearbeitet. Vgl.: *Der Glaube. Erschlossen und kommentiert von Hubertus Halbfas*, Ostfildern 2010.

das Wort der Weisheit vorbehaltlos mit der *Zweiten göttlichen Person*, also mit Jesus Christus identifiziert. Diese Identifikation fand im Jahre 325 eine universalkonziliare Bestätigung und gilt seitdem als unverrückbar.

Doch dabei gerät ein zentrales Problem unter die Räder: Der Bedeutungswechsel von der Weisheit zur göttlichen Person ist eher die Folge einer abstrakt philosophischen, nicht einer biblisch theologischen Denkoperation. Er ist nicht mehr von den erzählend poetischen Denkgewohnheiten der Bibel geprägt, sondern von einer Philosophie, die überzeitlich *Wesensaussagen* sucht, die man definitiv festlegen und nach Belieben präzisieren kann. Jetzt will man – durchaus von gutem Willen angetrieben – die Sache an sich beschreiben und genauestens auf den Punkt bringen. Deshalb werden jetzt Dingaussagen produziert. Sie müssen genaue Unterscheidungen zwischen Glauben und Häresie ermöglichen und zum Reichsgesetz taugen. Dieses entfremdende Sachinteresse an einer klaren Doktrin war enorm; man wollte der übernationalen Reichseinheit dienen.

Mehr als 1600 Jahre später steht es mir nicht zu, die damaligen Vorgänge zu kritisieren; nur noch einige Spezialisten können diese unbiblisch abstrakte Redeweise umfassend verstehen. Heute wirkt sie wie eine banale Identifikation des Jesus von Nazareth mit seinem Gott, der er irgendwie selbst ist. Noch einmal: Die Schrift nimmt Metaphern zu Hilfe, hier das Bild der Weisheit bzw. des Wortes, das in Jesus neu erscheint. Damit will sie uns nicht den Heilbringer Jesus von Gott her näherbringen. Sie sagt umgekehrt: Wer sich der Weisheit und dem Geheimnis Gottes auch nur ein Stückchen nähern will, der schaue auf die Geschichte Jesu. Im Gegenzug fällt ja schon lange auf: Die klassischen Glaubensbekenntnisse klammern – wie Halbfas immer wieder betont – das konkrete Jesusleben einfach aus, als ob zwischen der Geburt und dem Kreuzestod Jesu nichts Wichtiges geschehen sei.⁵ So wurde in den ersten fünf Jahrhunderten die irdische, mit Weisheit werbende Jesusfigur von einer überwältigenden Herrscherikone, dem erhabenen Pantokrator übermalt. Doch dies verrät mehr vom byzantinischen Hof-

⁵ Günter Lange, *Die Lücke im Glaubensbekenntnis*, in: Katechetische Blätter 2013, 67-68.

zeremoniell als von Jesus, der sich in aller Schlichtheit den Menschen zuwandte. So erhalten (im Jahre 2020, also in religionskritischer Zeit!) auch gutwillige Gottesdienstteilnehmer außer einer abstrakten Gottesformel und wenigen diffusen Erklärungen an Weihnachten keine Anleitung mehr in die Hand, die ihnen Gott näher bringt.

Instrumentalisierungen

Hier bietet sich ein kleiner Exkurs an. Der heute aussagearme Satz von der Menschwerdung Gottes verführt dazu, das ursprünglich poetische Bekenntnis von Gottes Herabstieg nach Gutdünken zu instrumentalisieren. Die Bücher von Papst Benedikt, dem mancher noch immer folgt, haben es schlicht verfremdet und alle Andersdenkenden mit dem Ruch der Glaubenszersetzung belegt. Im Jahre 2000 dichtete Kardinal Ratzinger allen Nichtchristen eine „objektiv ... schwer defizitäre Situation“ an, weil Gottes menschengewordenes Wort endgültig sei. In seiner Regensburger Rede (12.09.2006) stilisiert Benedikt XVI. die Weltinterpretationen von Augustinismus und Platonismus zur einzig gültigen Denkform des Christentums. An Weihnachten 2020 bestand Papst Franziskus (ohne es vielleicht zu bemerken) faktisch auf dem absoluten Vorrang der christlichen Religion, denn „kein anderer außer ihm kennt den Vater“, also auch keine andere Religion. Andere Bischöfe legitimieren mit der Menschwerdung regelmäßig ihre exklusive Amtsvollmacht. Bischof Voderholzer brachte das absurde Kunststück fertig, angesichts der Menschwerdung Gottes Frauen von kirchlichen Leitungämtern abzuhalten; durch die Hintertür machte er Gott zum Mann. Bischof Oster stellte am Tag der Heiligen Familie (sein Modell: „Mama, Papa, Kind“) alle Gendertheorien ins Unrecht. Er hält es auf Biegen und Brechen mit der traditionellen kirchlichen Lehre und erklärt die Probleme von sexueller Fremd- und Selbstzuschreibung schlicht für nicht-existent. Biologisch begründete Intersexualität wird so zum bedauerlichen Mangel, wie es eben auch blinde Menschen gibt. Im Blick auf diese Beispiele erkenne ich im höchst abstrakten, identifikatorisch ausgelegten Satz von Gottes Menschwerdung die Urquelle römisch-katholischer Intoleranz, also auch ein Schlüsselproblem des gegen-

wärtigen Gottesverlustes. Die Chance, das Geheimnis Gottes mit Hilfe von historisch und hermeneutisch verantworteten Nachfragen „im Licht und in der Kraft Jesu“ (Küng) zu ergründen, wird umfassend und gedankenlos in den Wind geschlagen.

Sinn finden in der Welt

Daraus ziehe ich einige Folgerungen.

Erstens: An Weihnachten geht es, biblisch gesprochen, gerade nicht um eine Göttliche Person (gleich, was mit „Person“ damals gemeint war), sondern um Gottes in der Welt entdeckte *Weisheit*, also um Vernunft, verstehendes und vernünftiges Gespräch, geistige Versöhnung und einen toleranten Austausch, um das gemeinsame Projekt und den tiefen Sinn einer einvernehmlichen Sprache, ohne die kein Frieden möglich ist. Schon immer wirkt dieses Sinnhafte in der Welt, so schon jüdische Überzeugung, aber in Jesus hat sie einen neuen und glaubwürdigen Boten erhalten („Betrachte die Vögel des Himmels ...“). Wenn „Menschwerdung“ eine religiöse Formel sein soll, dann ist sie nicht als Sachbeschreibung zu verstehen, sondern als eine hohe, aus dem Bild von der Fleischwerdung des *Wortes* entwickelte Poesie. Sie könnte die Suchenden, die nach ihrem Lebenssinn suchen, zu Jesu konkreter Lebenspraxis hinführen und ihnen besser aus ihrer Gottesfinsternis helfen als eine Formel mit aktuellem Sinnverlust.

Zweitens: Wir sollten damit aufhören, Weihnachten zu einer Botschaft vom göttlichen Jesuskind und von der „Heiligen Familie“ zu verengen, auch wenn man daraus schöne Gedanken entwickeln kann. In erster Linie erinnert Weihnachten an die Würde der gesamten *Schöpfung*, in der schon immer ein tiefer Sinn wirkt und der in Jesus neu erkennbar wird. Jesu Geburt setzt keinen absoluten Weisheitsbeginn unter uns in Gang, sondern aktiviert eine neu vitalisierte Weltordnung, die Mensch und Natur schon immer miteinander verbindet. Dies könnte uns darin bestärken, die Zukunft von Mensch und Erde nicht mehr gegeneinander auszuspielen.

Drittens: Diese biblische Achtsamkeit für den Sinn alles Wirklichen eröffnet uns viele Möglichkeiten, Gottes verborgen wirkende Gegenwart in Welt und Menschheit zur Sprache zu bringen. Die christliche Botschaft engt uns gerade nicht auf eine Chris-

tusmanie ein, auch nicht auf eine neue Jesus-Symbolik, sondern übernimmt eine Weisheits- und Verstehensdynamik, die *alles zusammenhält*: die Natur, Menschen und Gesellschaften, ihre Schönheit und Größe mit ihren organischen Potenzen, politischen Machtgefügen, den natürlichen Gemeinschaften, Religionen und Weltkulturen. Wir Menschen kommen zu uns selbst.⁶ Zu erinnern ist an die großen mystischen Entwürfe, die in der Liebe die Grundkraft der Welt erkennen. Ich denke an die große Vision eines Teilhard de Chardin, auch an die grandiosen Modelle der Kosmologie und der Evolution irdischen Lebens, in die wir alle eingebettet sind. Zum Jahreswechsel schrieb der passionierte Himmelsbeobachter Andreas Leber in der ZEIT: „Habe ich meinen Vater gefunden? Jedenfalls war ich ihm in unzähligen Nächten sehr nah. Heute denke ich, es gibt nur eine Sünde gegen Gott: wenn man diesem grandiosen Theater, in das man hineingeboren wurde, nichts abgewinnen kann.“ Weihnachten könnte wieder zur *umfassenden Weltfeier* werden. Übrigens könnten nach M. Khorchide Muslime problemlos mitfeiern.

Viertens: Der Theologe und Religionswissenschaftler Karl-Josef Kuschel weist auf die Rolle hin, die heilige Nächte auch in anderen Religionen spielen.⁷ Im Buddhismus, so Kuschel, geht es um die Nacht der großen Erleuchtung, im Judentum um die Nacht der Befreiung aus Ägypten, im Islam steigen die großen Offenbarungen des Koran vom Himmel herab. Im Christentum erscheint in der Mitte der Nacht die göttliche Weisheit mit all ihren politischen Implikationen, die Lukas zur Sprache bringt. Dabei wandeln sich die Ängste der Nacht zum Ruf: *Fürchtet euch nicht!*, denn jetzt verschwimmen die Grenzen zwischen Himmel und Erde, jetzt hören wir auf das Schweigen und kommen zu uns. Jetzt kann sich das göttliche Geheimnis zeigen, das unser Inneres stärkt. Blockaden werden überwunden, Eigeninteressen relativiert, die Zukunft wird zum offenen Raum.

⁶ Vgl.: <https://www.hjhaering.de/von-engeln-getragen-wie-das-weihnachtsfest-einen-aktuellen-sinn-zurueckgewinnt>.

⁷ Ich beziehe mit auf ein noch nicht veröffentlichtes Manuskript. S. ferner: Karl-Josef Kuschel, *Das Weihnachten der Dichter. Originaltexte von Thomas Mann bis Reiner Kunze neu erschlossen*, Stuttgart-Ostfildern 2011, Kap. 1: Die Heiligen Nächte der Weltreligionen.

Von Austausch, Toleranz und offener Vernunft

Wäre Jesus heute unter uns, würde er keinen Kniefall vor der Zweiten göttlichen Person erwarten, sondern uns trotz aussichtsloser Nächte unsere Hoffnungen zeigen. Zusammenhalt kann gelingen, die guten Seiten des Lebens werden wahrnehmbar, unser Grundvertrauen gewinnt an Kraft. Leider haben die etablierten Kirchen ihre Glaubensaussagen schon früh zu einem System starrer Definitionen verfremdet. Das versprach für ungezählte Jahrhunderte eine trügerische Sicherheit. Doch spätestens mit dem Erstarken der Moderne und dem Zusammenbruch der „christlichen“ Monarchien erlitt dieses System Schiffbruch.

Es ist endlich an der Zeit, wieder die erzählenden, poetischen und performativen Dimensionen biblischer Rede und anderer religiöser Texte zu entdecken und damit den engstirnigen Mythos der Unfehlbarkeit zu durchbrechen. Solange diese Bekehrung aussteht, bleiben alle aktuellen Reformforderungen sinn- und wirkungslos. Sie alle scheitern an der Grundfrage, wie lange noch das altkirchliche Modell von überzeitlichen Wahrheiten andauern soll. So rate ich auch allen reformwilligen Frauen und Männern, sich erst an der Grundfrage abzuarbeiten, was christliche Wahrheit wirklich meint und wie sie sich darstellt, ob sie uns einengt oder eine weltweite Öffnung schafft.

Bei der biblischen Weisheit haben wir es mit einem Symbol zu tun, das weltliche und spirituelle Energien zu integrieren vermag. Die Erfahrung einer von Weisheit – also von Austausch, Toleranz und offener Vernunft – gesättigten Nacht könnte zum Ausgangspunkt einer erneuerten Weihnachtstradition werden, die unsere Jesuserfahrung an uralte Menschheitserfahrungen zurückkoppelt und mit ihnen verbindet; sie würde zur überzeugenden Ergänzung der Osternacht. So wird der österliche Durchbruch zur Befreiung durch das weihnachtliche Ja zur Wirklichkeit vorbereitet. Wir können Gott, das große Weltgeheimnis, in allen Menschen und Dingen finden und respektieren. Die Öffnung der christlichen Tradition auf die Geheimnisse der Welt hin ist ihr in die Wiege gelegt.

Norbert Reck

Der Jude Jesus und die christliche Theologie

Reaktionsmuster seit der Aufklärung und zukünftige Aufgaben¹

I

Das Dokument *Nostra Aetate* des 2. Vatikanums hat seit seiner Veröffentlichung 1965 das christlich-jüdische Verhältnis nachhaltig verändert. Das Dokument erkennt an, dass das Christentum mit dem „Stamme Abrahams geistlich verbunden“ sei, dass die Anfänge des christlichen Glaubens schon bei den Patriarchen, bei Mose und den Propheten zu finden seien. Auch die Juden seien „immer noch von Gott geliebt“ und ihre Berufung durch Gott sei „unwiderruflich“.

Damit brach die Kirche mit einer jahrhundertalten, in Teilen sogar jahrtausendealten Einstellung gegenüber dem jüdischen Volk. Man dürfe „die Juden nicht als von Gott verworfen oder verflucht darstellen“; Hass, Verfolgungen und Antisemitismus werden in *Nostra Aetate* entschieden beklagt.

Seither hat sich viel getan. Wichtige kirchliche Folgedokumente sind erschienen, und liberale wie orthodoxe jüdische Gruppen haben darauf mit großem Wohlwollen reagiert und mit eigenen Dokumenten geantwortet.²

Insofern könnte man fast meinen, das christlich-jüdische Verhältnis sei inzwischen im Großen und Ganzen in Ordnung gekommen. Die Vertreter der beiden Religionen begegnen sich heute mit Respekt oder sogar mit Wertschätzung. Dass das Chris-

tentum seine Wurzeln im Glauben Israels hat und dass Jesus Jude war, geht vielen heute wie selbstverständlich von den Lippen.

Aber der Eindruck täuscht. Weder lassen sich jahrhundertealte christliche Ressentiments gegenüber den Juden und dem Judentum in wenigen Jahrzehnten überwinden, noch kann man sagen, dass die christliche Theologie heute insgesamt soweit wäre, vom Juden Jesus so zu sprechen, dass Jesus nicht als Antithese zum Judentum verstanden wird. Besonders bei Christen, die sich für „richtig“ fromm halten, muss man auf das Schlimmste gefasst sein.

Als Ende 2019 der Stadtrat der italienischen Stadt Triest über die Verleihung der Ehrenbürgerschaft an die Auschwitz-Überlebende Liliana Segre abstimmte, meldete sich ein Politiker und sagte, er werde sich seiner Stimme enthalten, denn Frau Segre hätte behauptet, dass Jesus Jude war. Für ihn sei Jesus aber der Sohn Gottes, deshalb habe ihn die Behauptung von Frau Segre verwirrt und auch verletzt.³ Da tut es nichts zur Sache, dass der Mann einer rechten Partei angehört – er drückt aus, was auch heute noch zahlreiche Christen und Christinnen empfinden: Sie werden wütend bei der Feststellung, dass Jesus Jude war.

Als ich im vergangenen Jahr im Österreichischen Rundfunk ein paar Bemerkungen über die jüdische Identität Jesu machte, erhielt ich ein paar Tage später den Brief eines Hörers mitsamt einem ganzen Konvolut von Bibelzitate, anhand deren er mir beweisen wollte, dass Jesus ganz sicher *kein* Jude war, sondern eindeutig jemand, der im Judentum seinen größten Feind sah.

Natürlich kann man einfachen frommen Menschen hier nicht unbedingt einen Vorwurf machen; sie haben es oft nicht anders gehört – im Religionsunterricht, in Predigten, in allerlei kirchlichen Veranstaltungen. Die Verantwortung liegt hier ganz wesentlich bei der Theologie – im Bösen wie im Guten. Es waren immer schon Theologen, die es als ihre Aufgabe ansahen, dem Volk zu erklären, was sie von den Juden zu halten hätten. Schon in der Spätantike haben sie den Menschen eingebläut, sie dürften nicht zusammen mit Juden essen und trinken, nicht mit ihnen Schabbat halten

¹ Vortrag am Theologischen Forschungskolleg der Universität Erfurt am 9. Februar 2021. Der Vortragsstil wurde für die Druckfassung weitgehend beibehalten.

² Zu nennen sind hier *Dabru Emet* (www.christen-und-juden.de/Download/DABRU%20EMET.pdf), *Den Willen unseres Vaters im Himmel tun* (https://www.jewiki.net/wiki/Orthodox_Rabbinic_Statement_on_Christianity) und *Von Jerusalem nach Rom* (www.jewiki.net/wiki/Zwischen_Jerusalem_und_Rom).

³ *Jerusalem Post*, 3. Dezember 2019.

oder gemeinsam mit ihnen christliche und jüdische Feste feiern.

Die Leute selbst wären ursprünglich überhaupt nicht auf die Idee gekommen, dass daran etwas falsch sein könnte. Das wissen wir, weil wir mindestens bis ins 9. Jh. Dokumente haben, die zeigen, dass Bischöfe und Theologen glaubten einschreiten zu müssen, wenn Juden und Christen zusammen aßen und tranken.⁴ Die Hauptverantwortung der christlichen Theologie für die Darstellung von Juden als Feinden des Glaubens, als Verbündeten des Teufels usw. ist nicht zu bestreiten.

Deshalb, so denke ich, müssen es heute natürlich die Theologen und Theologinnen sein, die die Diskriminierungsmuster und Abwertungen des Judentums herausarbeiten und überwinden helfen.

Aber damit rennt man an den theologischen Fakultäten bis heute keineswegs offene Türen ein. Die katholische Neutestamentlerin Maria Neubrand, Professorin an der Theologischen Fakultät Paderborn, die 2020 leider verstorben ist und an die hier kurz erinnert sei, wurde zwar für ihre wissenschaftlichen Bemühungen um das christlich-jüdische Verhältnis von Papst Franziskus als Konsultatorin in die vatikanische »Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum« berufen. Aber manchen Kollegen, so erzählte sie mir, galt sie immer nur als „die mit dem Judentick“. So sieht es aus. Die Befassung mit der jüdischen Identität Jesu, mit dem jüdischen Charakter der meisten neutestamentlichen Schriften, mit den Grundüberzeugungen des Judentums, ohne die das Christentum nicht zu verstehen wäre, mit dem Weltverständnis im Judentum und bei den jüdischen Jesusanhängern oder mit der Judenfeindschaft in der christlichen Theologie – all das gilt vielen als Spezialgebiet für besonders Interessierte, für solche mit einem „Judentick“ eben, aber nur sehr selten als unabdingbare Voraussetzung, um überhaupt einen Zugang zur inneren Dynamik des christlichen Glaubens zu gewinnen. Dabei gäbe es hier unendlich vieles zu entdecken und zu lernen.

⁴ Léon Poliakov erwähnt u. a. Konflikte mit den Bischöfen Abogard und Amolon von Lyon im 9. Jahrhundert, vgl. ders., *Geschichte des Antisemitismus. Bd. I: Von der Antike bis zu den Kreuzzügen*, Worms 1979, 28f.

Aber Lehrpläne existieren dazu bis heute kaum, und Studierende haben Glück, wenn sie bei diesen Fragen auf engagierte Professorinnen und Professoren treffen. Die Regel ist es keineswegs. Viele engagierte christliche Kolleg/innen, die diesen „Judentick“ haben, erleben sich oft als Außenseiter oder bestenfalls als akzeptierte Exoten in ihren Fachbereichen. Hier könnten noch viele Geschichten – auch Leidensgeschichten – erzählt werden, aber damit wir aus dem bloßen Kopfschütteln herauskommen, möchte ich hier nun einen Blick auf die Reaktionsmuster bei der Wiederentdeckung des Juden Jesus seit der Aufklärung werfen, um einige der theologischen Aufgaben, die in dieser Hinsicht vor uns liegen, skizzieren zu können.

II

Im vorgegebenen Rahmen, der zur Kürze verpflichtet, habe ich aus den möglichen Aspekten der Thematik nur einen einzelnen Faden herausgelöst, um das theologische Problem einigermaßen sichtbar zu machen.⁵

Wenn ich von der „Wiederentdeckung“ des Juden Jesus spreche, dann ist damit gesagt, dass man in den christlichen Kirchen natürlich immer wusste, „dass Jesus Christus ein geborener Jude“⁶ war, wie es Luther 1523 formuliert hatte. Man wusste es und vergaß es immer wieder gern, weil das Wissen darum eher störte, wenn man vom Sohn Gottes, vom Heiland und Erlöser sprechen wollte. Die Wiederentdeckung begann, als der Hamburger Orientalist Hermann Samuel Reimarus 250 Jahre später das Thema mit dem geschichtlichen Blick der Frühaufklärung wieder aufbrachte. Mit einem Mal erschien die Sache in einem ganz neuen Licht. Reimarus nimmt zwar die Worte Luthers wieder auf, wenn er schreibt: „Uebrigens war er ein gebohrner Jude“. Aber er fügt sogleich hinzu: „und wollte es auch bleiben; er bezeuget er sey nicht kommen das Gesetz abzuschaffen, sondern zu erfüllen“⁷. Einmal abgesehen

⁵ Ausführlicheres und Literaturangaben in meinem Buch *Der Jude Jesus und die Zukunft des Christentums. Zum Riss zwischen Dogma und Bibel*, Ostfildern 2019.

⁶ Martin Luther, *Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei. 1523*, in: ders., WA 11 (1900), 307–336.

⁷ Hermann Samuel Reimarus, *Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten*, hg. von Gotthold Ephraim Lessing, Braunschweig 1778, 13.

davon, wie wir heute das Zitat aus Mt exegetisch deuten, war das eine erhebliche Weichenstellung: Es geht beim Judesein Jesu nicht um seine „Herkunft“, seinen „ethnischen background“, sondern um dessen bewusste Zugehörigkeit zum Judentum, um seine Identität.

Jesus als entschiedener und toratreuer Jude – das war nun doch eine ungewohnte, neue Sichtweise. Aber es war nicht von der Hand zu weisen: Laut den Evangelien ging Jesus „nach seiner Gewohnheit am Schabbat in die Synagoge“ (Lk 4,16), hielt die Gebote der Tora für maßgeblich und unvergänglich (Mt 5,17–18), pilgerte mehrmals zu Pessach und anderen jüdischen Festen nach Jerusalem (Joh 3; 12; 5,1; 7,10; 10,22) und sah sich „nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel“ (Mt 15,24).

Jeder und jede konnte dies einfach in der eigenen Bibel nachprüfen. Dafür brauchte es weder Kenntnisse der Originaltexte noch Fachwissen. Reimarus änderte so die Wahrnehmung des Neuen Testaments grundlegend: Je genauer man hinschaute, desto jüdischer schaute Jesus zurück.

Damit aber stellte sich die Frage nach der Bedeutung Jesu für den christlichen Glauben neu: Wenn es stimmte, dass Jesus seine Zugehörigkeit zum Judentum weder aufkündigen noch das Judentum überwinden wollte – wie konnte er dann zugleich der Sohn Gottes und der kirchlich verkündigte Christus, der Erlöser der Welt sein? Das ist, sozusagen in Pillenform, der Kern der Fragen, die sich hier manifestieren. Die Reaktionen waren zahlreich und heftig, reichten von blankem Entsetzen bis hin zur Euphorie. Scharen von Theologen machten sich umgehend an die historisch-kritische Erforschung der Bibel, leiteten die Eigenständigkeit der Bibelwissenschaft als Fach gegenüber der Dogmatik ein und forschten nach dem sog. „historischen Jesus“, wie man ihn bald nannte. Auch Katholiken waren daran beteiligt, vor allem in Tübingen, Bonn und Münster, bis sämtliche aufklärungsaffinen Theologen aus den Universitäten vertrieben und die katholischen Bibelwissenschaften in einen 100jährigen Dornröschenschlaf versetzt wurden. Das muss hier nicht vertieft werden – darüber ist reichlich Literatur vorhanden.⁸

⁸ Vgl. etwa die einschlägigen Beiträge in Jens Holger Schjørring/Norman A. Hjelm (Hg.), *Geschichte des*

Uns soll es hier allein um Reaktionen auf die „Jüdischkeit“ Jesu gehen, auf die die Theologie bis in unsere Gegenwart hinein, noch keine befriedigende Antwort gefunden hat. Wenn der sog. „irdische Jesus“ Jude war und auch bleiben wollte, dann musste die christliche Theologie klären, was sie mit diesem Mann zu tun hatte. Wie konnte man dann seine Bedeutung für das Christentum retten?

Unter den theologischen Anhängern der Aufklärung galt als ausgemacht, dass Erlösung etwas anderes sein musste als ein supranaturaler Rettungsakt durch ein Himmlisches Wesen. Das glaubten sie nicht mehr ernsthaft vertreten zu können. Deshalb stellten sie Jesus in erster Linie als einen Menschen und einen *Lehrer* dar, der die Menschen wahrhaft ethisches Verhalten lehren und sie *so* von der Sünde ihres Egoismus erlösen konnte. Aber nun war er auch noch Jude. Also einer, der, wie Heinrich Heine 1838 schrieb, zur „Sippschaft jener ungeschneuzten Langnasen gehörte, die man auf der Straße als Trödler herumhausieren sieht“⁹. Wie konnte man Jesus noch ernst nehmen, seit er mit allen Vorurteilen gegenüber Juden in Verbindung gebracht wurde?

Hierzu gab es in der Hauptsache zwei Strategien: Man stellte Jesus als einen ganz besonderen Menschen heraus, der alle übrigen Juden himmelhoch überragte. Als einen, der ethisch und geistig überlegen war, mit göttlichem Funken begabt, ein Virtuose der Gottes- und Menschenliebe, einer, der den engen Rahmen des Judentums einfach sprengte. Kurz: man präsentierte Jesus als „Antithese zum Judentum“¹⁰, wie es Susannah Heschel so treffend auf den Punkt gebracht hat.

Die zweite Strategie, die spiegelbildlich die erste ergänzte: Man stellte das Judentum zur Zeit Jesu als eine Religion dar, die sich längst überlebt hatte, spirituell unfruchtbar war und sich in den legalistischen Zwängen einer „Gesetzesreligion“ verfangen hatte. Für Friedrich Schleiermacher etwa war „der Judaismus [...] schon lange

globalen Christentums, 2. Teil: 19. Jahrhundert, Stuttgart 2017.

⁹ Heinrich Heine, *Shakespeares Mädchen und Frauen*, Berlin 2014, 4.

¹⁰ Susannah Heschel, *Der jüdische Jesus und das Christentum. Abraham Geigers Herausforderung an die christliche Theologie*, Berlin 2001, 214.

eine tote Religion“¹¹; August Neander sprach von „erdrückenden Satzungen“ und der „todten Schriftgelehrsamkeit“¹² des Judentums, und Bernhard Duhm sah im Judentum eine „seltsame Verbindung der größten prophetischen Gedanken und der engherzigsten Beschränktheit“¹³.

Kurz: Um die Bedeutung von Jesus für das Christentum neu herauszuarbeiten, musste Jesus nicht nur eine herausragende Gestalt sein – auch das Judentum seiner Zeit musste als ethisch minderwertig und religiös beschränkt qualifiziert werden. Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, dass der Mensch Jesus Jude war, räumte man also nicht etwa die Vorurteile gegenüber dem Judentum beiseite, sondern zeichnete Jesus als Gegenfigur zu den Juden seiner Zeit. Und das hielt man dann für Theologie. Anders gingen die Vertreter der jüdischen Aufklärung, der Haskala, mit dem jüdischen Jesus um: Etliche von ihnen forschten ebenfalls zum „Leben Jesu“ und zum Judentum des 1. Jh. Ich erwähne hier nur den großen Abraham Geiger¹⁴. Er und andere taten dies auch in der Hoffnung, mehr Achtung für das Judentum gewinnen zu können, wenn sie zeigten, dass auch der Heiland der Christen ein Jude war. Diese Hoffnungen aber zerplatzten bald. Ihre Forschungen zum „historischen Jesus“ wurden von der christlichen Theologie entweder gar nicht zur Kenntnis genommen oder verächtlich abgetan – bis heute, muss man sagen, obwohl die jüdischen Forscher durch ihre bessere Kenntnis der rabbinischen Quellen wertvolle Beiträge zum Verstehen von Jesus leisten könnten. Rabbiner Walter Homolka wird völlig zu Recht nicht müde, auf den Skandal der christlichen Ignoranz gegenüber der jüdischen Gelehrsamkeit hinzuweisen.¹⁵ Zudem zogen sich noch manche der jüdischen Forscher im 19. Jahrhundert den Zorn christ-

licher Gelehrter zu, als sie die christliche Herabminderung des Judentums zur Zeit Jesu als völlig sachfremd kritisierten. Es war ja in Wahrheit eine höchst lebendige Zeit des jüdischen Geisteslebens. Aber christliche Professoren können sehr ungehalten reagieren, wenn man sie der Stümperei überführt.¹⁶

Der Übergang vom Antijudaismus zum Antisemitismus war bei den christlichen Gelehrten fließend. Für den katholischen Leben-Jesu-Forscher Ernest Renan etwa war Jesus einer, der sich gegen seinen „Stamm“ auflehnte und den „Bruch mit dem jüdischen Geist“ vollzog. Renan glaubte allmählich, in den biblischen Texten „arische“ und „semitische“ Sprachfamilien unterscheiden zu können und beschrieb „das Christentum als arische Religion par excellence“¹⁷. Von hier bis zum Eisenacher Entjudungsinstitut in der Nazizeit war es kein großer Schritt mehr.

Sehr viel Judenfeindschaft unter den Theologen der Aufklärung und der Nach-Aufklärungszeit also. Wie aber sieht es bei denen aus, die der Aufklärung kritisch bis feindselig gegenüberstanden? Die die Leben-Jesu-Forschungen mitsamt den aufstrebenden Bibelwissenschaften für Unsinn hielten?

Katholischerseits stoßen wir in der neuscholastischen Theologie hauptsächlich auf die einfache Nichtbefassung mit den neuen Thesen und Fragen. Man geht nicht auf sie ein, man argumentiert nicht. Vornehmlich befasste man sich damit, die innere Stimmigkeit der christlichen Offenbarung herauszuarbeiten (wie z. B. Matthias Joseph Scheeben und Konstantin von Schaezler), zog sich ins katholische Milieu zurück und beklagte Rationalismus, Protestantismus, Liberalismus, Darwinismus usw.

Eine zumindest indirekte Auseinandersetzung mit der Aufklärung findet sich in der berühmten *Theologie der Vorzeit* des Jesuiten Joseph Kleutgen. Wie schon der Titel des Werks anzeigt, sollte man sich besser nicht an den „Irrthümern“ des „bösen Zeitgeistes“ orientieren, sondern eben an der „Vorzeit“, an Thomas von Aquin und vor allem der Thomas-Interpretation des Konzils von Trient. Gelegentlich nennt Kleutgen einige seiner Gegner beim Namen. Aber

¹¹ Friedrich Schleiermacher, *Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern*, Göttingen 1991, 191.

¹² August Neander, *Das Leben Jesu Christi in seinem geschichtlichen Zusammenhange und seiner geschichtlichen Entwicklung*, Hamburg 1837, 38.

¹³ Bernhard Duhm, zit. n. Thomas Staubli, *Wer knackt den Code? Meilensteine der Bibelforschung*, Düsseldorf 2009, 47.

¹⁴ Vgl. Heschel, *Der jüdische Jesus und das Christentum*.

¹⁵ Vgl. zuletzt Walter Homolka, *Der Jude Jesus – Eine Heimholung*, Freiburg i. Br. 2020. Vgl. die Rezension von Paul Petzel in diesem Heft.

¹⁶ Vgl. Reck, *Der Jude Jesus...*, 76f. (Anm. 5)

¹⁷ Zit. n. Heschel, *Der jüdische Jesus und das Christentum*, 257.

seine wesentliche Strategie beim Umgang mit dem Juden Jesus ist eine andere. Er erwähnt ihn in seinem über 2000-seitigen Werk mit keiner Silbe. Für Kleutgen gab es nur Jesus Christus, den Sohn Gottes, die zweite göttliche Person der Dreifaltigkeit. Er schrieb: „das, was der Vater ist, ist der Sohn und der h. Geist, durchaus dasselbe“¹⁸.

Zwar hielt er formell an der Zwei-Naturen-Lehre fest, wonach Jesus Christus zwar „unvermischt“ ganz Gott *und* ganz Mensch ist. Trotzdem war der irdische Jesus für Kleutgen niemals ganz Mensch, sondern in allem immer auch Gott. Das zeige sich daran, dass er Wunder wirkte, dass er nicht sündigen konnte und dass er eine einzigartige unsterbliche Geistseele besessen habe. Und dementsprechend habe Jesus seine Weisheit und seinen Gottesbezug nicht aus dem Judentum geschöpft, nicht aus der jüdischen Bibel, sondern aus seinem Einssein mit Gott dem Vater.

Die Juden – das waren für Joseph Kleutgen allein die anderen. Diejenigen, die nicht verstanden oder verstehen wollten. Warum? „Weil“, so schrieb Kleutgen, „sie keine Liebe zu Gott haben, sondern nach Ehre und Ansehen bei den Menschen trachten“¹⁹. Übrigens formuliert er hier unversehens im Präsens. Und deshalb, so sagt er es im Anschluss an Dionysios von Alexandria († 265), „seien die Juden des Gottesmordes schuldig“²⁰. Wo also die Theologen der Aufklärung aus Jesus eine ethische Lichtgestalt und aus dem Judentum eine verkommene Meute machten, macht Kleutgen aus Jesus einen Gottmenschen und aus den Juden als Kollektiv Gottesmörder. Auf den Juden Jesus ging er wohl deshalb nicht ein, weil Jesu Zugehörigkeit zum Judentum, wenn sie einmal ausgesprochen war, nicht mehr dementierbar gewesen wäre. Allzu deutlich sind ja die biblischen Belege. Die Erwähnung der jüdischen Identität Jesu hätte eine Theologie nach Art Kleutgens intellektuell unmöglich gemacht. Deshalb wurde diese Identität nicht nur ignoriert, sondern aktiv beschwiegen. Man könnte diese Art der Theologie auch beschreiben als Verfertigen einer Brille, die die Pharisäer, Schriftgelehrten und Saddu-

zäer oder auch die Juden insgesamt immer als Feinde oder Verräter Jesu zeigt – was sich aus den biblischen Texten ja nicht unbedingt herauslesen lässt. Diese Lesart führt am Ende zur angeblichen Ablehnung Jesu durch „die“ Juden schlechthin, was schließlich sogar einen Karl Barth 1942 veranlasste, die Juden in ihrer Gesamtheit „als das von Gott verworfene Volk“ zu bezeichnen, weshalb Israel sein Existenzrecht verloren habe und seine Existenz „nur noch ausgelöscht werden“²¹ könne. Nach der Schoa waren solche Töne nicht mehr möglich. Papst Johannes XXIII. strich 1959 kurzerhand die Formulierung von den „treulosen Juden“ („Pro perfidis Iudaeis“) aus der Karfreitagsliturgie und zeigte damit, wie einfach Änderungen auch alter Traditionen möglich sind, wenn man es ernst meint.

In der Theologie bemüht man sich seither weitgehend darum, Herabwürdigungen und Verurteilungen von Juden und Judentum zu vermeiden. Allerdings wurden auf diese Weise noch keineswegs die damit zusammenhängenden Argumentationsstrukturen überwunden. Der Jude Jesus störte weiterhin und musste in einen Gegensatz zum Judentum geschrieben werden.

So zeichnete etwa der evangelische Systematiker Wolfhart Pannenberg Jesus als einen, der sich nicht scheue, der jüdischen Tradition der Mose-Offenbarung „frei gegenüberzutreten, im Vertrauen, dass er darin in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes handle“²². So konstruiert Pannenberg umstandslos einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Jesus und Gott auf der einen Seite und der jüdischen Tradition und Mose auf der anderen Seite.

Kardinal Gerhard L. Müller spricht indessen zwar davon, dass der Glaube Jesu im Judentum zutiefst verwurzelt sei – wobei auch er von Jesu „Herkunft“ redet, nicht von seiner Zugehörigkeit oder Identität. Trotz dieser Verwurzelung mache aber die Gottesanrede „Abba“ durch Jesus eine einzigartige „Offenbarungs- und Willenseinheit mit Gott“²³ deutlich – ein exklusives Schönesverhältnis gegenüber Gott, das andere

¹⁸ Joseph Kleutgen, *Die Theologie der Vorzeit*, Bd. I, Münster 1853, 99.

¹⁹ Joseph Kleutgen, *a.a.O.*, Bd. IV, Münster 1873, 344.

²⁰ Joseph Kleutgen, *a.a.O.* Bd. III, Münster 1870, 304.

²¹ Karl Barth, *Kirchliche Dogmatik*, Bd. II/2, Zürich 1942, 562.

²² Wolfhart Pannenberg, *Systematische Theologie*, Bd. II, Göttingen 1991, 374.

²³ Gerhard Ludwig Müller, *Katholische Dogmatik. Für Studium und Praxis der Theologie*, Freiburg i. Br. 102016, 283.

Juden in diesem Sinn nicht gehabt hätten. Müller schrieb dies in seiner *Katholischen Dogmatik* zu einer Zeit, in der diese berüchtigte Abba-These des Neutestamentlers Joachim Jeremias von der Bibelwissenschaft längst demontiert worden war.

Nach den Erkenntnissen der Bibelwissenschaft bezeugt der Ausdruck „Abba“ keineswegs ein besonderes Gottesverhältnis Jesu; es ist ein Ausdruck, der zur Zeit Jesu als Gottesanrede unter Juden weitverbreitet war und auch heute noch in klassischen jüdischen Gebeten verwendet wird. Jesus bediente sich einer zu seiner Zeit gängigen jüdischen Gottesanrede.²⁴ Sieht man also näher hin, wird aus dem vermeintlichen Beweis für Jesu Sonderstellung gegenüber dem Judentum eher ein Beleg für seine Jüdischkeit. Aber deshalb lassen sich auch bis heute nur wenige Systematiker von der Bibelwissenschaft informieren oder gar belehren. Das Verhältnis zwischen den Fächern ist stark gestört. Etliche Alt- und Neutestamentler sprechen von einem Trauerspiel.

Zuletzt noch ein kurzer Blick auf den Theologen Joseph Ratzinger. Auch er bedient sich einer Rhetorik des Respekts und der Wertschätzung gegenüber dem Judentum. Aber – wie ein späterer Nachfahre von Joseph Kleutgen – hat er es in seiner Jesus-Trilogie unternommen, den, wie er es nennt, „göttlichen Anspruch Jesu“ in allen kanonischen Evangelien nachzuweisen. So ist Jesus in Ratzingers Darstellung letztlich *kein* gläubiger, praktizierender Jude – Jesus habe sich vielmehr „selbst als die Tora – als das Wort Gottes in Person“²⁵ verstanden.

Ratzinger konstruiert seinen Jesus also nicht schroff *gegen* das Judentum, sondern konziliant als die einzig wahre Vollendung des Judentums und des Bundes mit Gott. Auch so kann man mit dem *Gottessohn* den *Juden* Jesus auslöschen und der Judenheit darüber hinaus noch verklausuliert zu verstehen geben, sie hätte durch ihre Ablehnung Christi letztlich die Tora abgelehnt, also den Bund mit Gott gebrochen und ihre Erwählung zurückgewiesen. Und das habe

²⁴ Näheres dazu und zu anderen Irrtümern in: Paul Petzel/Norbert Reck (Hg.), *Von Abba bis Zorn Gottes. Irrtümer aufklären – das Judentum verstehen*, Ostfildern ³2021.

²⁵ Joseph Ratzinger, *Jesus von Nazareth. Erster Teil: Von der Taufe im Jordan bis zur Verklärung*, Freiburg i. Br. 2007, 143.

eben Folgen, wie es die Juden mit der Zerstörung des Tempels von Jerusalem und der Zerstreuung in die Diaspora dann auch erlebt hätten.

Letzteres schrieb Ratzinger 2018 in seinem Aufsatz *Gnade und Berufung ohne Reue*. Es ist ein klassischer Topos der Judenfeindschaft: Die Juden haben sich ihr Unglück selbst zuzuschreiben.²⁶ Man muss wohl dankbar sein, dass er das nicht schon in seiner Zeit als Papst rausgehauen hat. Damit sind wir in der Gegenwart angelangt. Und es ist vielleicht deutlich geworden, dass die Theologie auch dann jüdenfeindlich sein kann, wenn sie vor Worten des Respekts und der Wertschätzung gegenüber dem Judentum nur so überfließt. Und wir haben es wohl auch nicht bloß mit schlechten Menschen zu tun, die hinter diesen Elaboraten stehen, mit Hasspredigern, mit Gesinnungstätern. Man sollte die Sache nicht allzu sehr personalisieren. Die Darstellung Jesu als eines Gottmenschen, der, offenbar anders als alle übrigen Juden, eine sehr innige Gottesbeziehung habe, hat eine spezielle *Funktion* für die christliche Theologie: Auf ihr ruht – bei Pannenberg, Müller, Ratzinger u. a.²⁷ – ein Gutteil der Argumentation für eine Christologie der übernatürlichen Gottessohnschaft. Anders scheint es nicht zu gehen – sonst gleitet Jesus unversehens ins Judentum zurück.

III

Mit der Profilierung des Gottessohns gegenüber dem Juden Jesus ging außer dem menschlichen Antlitz Jesu aber noch etwas anderes verloren: das für das Judentum charakteristische Weltverhältnis. (Übrigens nicht erst seit der Aufklärung – wie etwa Johann Baptist Metz gezeigt hat.²⁸) Mit diesem „charakteristischen Weltverhältnis“ meine ich: die Leidenschaft für die konkreten Angelegenheiten in diesem Leben, für Recht und Gerechtigkeit, für Solidarität mit den Verfolgten und Ausgebeuteten, für die Einsamen, Kranken und Gefan-

²⁶ Vgl. Joseph Ratzinger, *Gnade und Berufung ohne Reue. Anmerkungen zum Traktat »De Iudaeis«*, in: *Communio* 47 (2018), 387–406, 405.

²⁷ Weitere Belege bei John T. Pawlikowski, *Christ in the Light of the Christian-Jewish Dialogue*, New York/Ramsey 1982.

²⁸ Vgl. Johann Baptist Metz, *Memoria passionis. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft* (Gesammelte Schriften, Bd. IV), Freiburg i. Br. 2016, 143.

genen. Den Einsatz für das *Himmelreich auf Erden*, wie der britisch-israelische Rabbiner David Rosen gerne sagt.

Viele Christen und Christinnen zucken da ein bisschen zusammen, wenn sie das hören. Himmelreich auf Erden – das klingt für christliche Ohren immer ein bisschen ungehörig. Ist das nicht anmaßend? Riecht das nicht nach „Selbsterlösung“? Ist das nicht auch zu materialistisch gedacht? Soziale Tätigkeit, Barmherzigkeit – schön und gut, heißt es oft, aber sollten wir uns nicht vielmehr um geistige Werte kümmern? Um den *reditus* aus dieser Welt zurück zu Gott, wie Ratzinger sagt?²⁹ Um „Entweltlichung“? Hier ist mit dem Juden Jesus dem Christentum das emphatische Verhältnis zur Welt verlorengegangen. „Welthandeln“, wie der merkwürdige Ausdruck wohl lautet, ist bestenfalls ein schöner Zusatz zum Glauben, ein Anhängsel, etwas, das „auch“ sein Recht hat, aber keineswegs das wesentliche Feld, auf dem Glaube sich realisiert.

Papst Franziskus versucht, das wieder ins Lot zu bringen, aber wenn er beispielsweise über den Skandal des Menschenhandels und die Umweltzerstörung spricht, werfen viele ihm eine unzulässige „Politisierung des Glaubens“ vor. Er solle sich doch lieber um die „genuinen“ Themen des Glaubens kümmern.

Hier sehe ich in der Tat den tiefen theologischen Kern der sog. Kirchenkrise: Als die Christen sich vom Judentum und dem Juden Jesus abgewandt und dem *Christus Pantokrator* zugewandt haben, ist ihnen die Leidenschaft für das Reich Gottes *auf Erden* weitgehend abhandengekommen – und damit die Bedeutung des Christentums für immer mehr Menschen. Die Kirche als Anstalt der Heilsgewissung interessiert immer weniger Menschen. Diejenigen aber, die wirklich hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, haben längst auf der *Seawatch* angeheuert, kämpfen um den Erhalt des Dannenröder Forsts, streiken für das Klima oder arbeiten mit *amnesty international* für die Freilassung von zu Unrecht Inhaftierten.

Damit sage ich gar nicht, dass die Kirche zu einer weiteren Menschenrechtsorganisation werden soll, aber die Kirche muss wis-

sen, wo sie hingehört, wenn die Schöpfung Gottes zerstört und Menschen um ein würdiges Leben gebracht werden. Sie muss sich klar positionieren und den Mund aufmachen – um Gottes Willen.

Der Kern des Problems ist nicht das mangelhafte Marketing der Kirche oder die merkwürdige Sprache, an der sie angeblich „verreckt“³⁰ – sie verreckt vielmehr an ihrer antijüdischen und weltfernen Theologie, was die zwei Seiten derselben Münze sind.

Was heißt das? In der christlichen Theologie müssen alle nur denkbaren Anstrengungen unternommen werden, die judenfeindlichen Versatzstücke aus unseren theologischen Reflexionen herauszubekommen – aus Respekt für unsere jüdischen Freunde und Freundinnen, aber auch um unserer selbst willen.

Es gibt ja bereits ehrenwerte Versuche, die christliche Theologie so zu formulieren, dass ihre wesentlichen Lehren nichts Anstößiges mehr für Juden und Jüdinnen enthalten. Man kann aber noch ein paar Schritte weitergehen. Man kann die christliche Theologie auch neu als eine in sich dialogische Angelegenheit entwerfen. Darin sehe ich die große Lebensleistung des katholischen Theologen Hans Hermann Henrich³¹. Eine Theologie, die weiß, dass sie ohne die jüdischen Gesprächspartner, ohne die jüdische Gelehrsamkeit nichts ist. Eine Theologie, die nicht selbst schon alles weiß, sondern die Perspektiven der anderen braucht, um besser zu verstehen, mit wem wir es beim Gott Jesu, dem Gott Israels, zu tun haben.

Insgesamt, denke ich, dürfte die christliche Theologie nicht mehr so zwanghaft darauf bedacht sein, ihre nächsten Schritte nur im Einklang mit ihrer Tradition zu wagen. Das Gewicht der Tradition ist inzwischen viel zu erdrückend und lähmend. Und sie enthält nicht nur Gutes, wie wir gesehen haben.

Warum nicht in den biblischen Büchern ganz frisch die Diskurse erheben, die den Gott Israels erkennbar machen als den Gott, der „die Schreie seines Volkes hört“

²⁹ Joseph Ratzinger, *Das Ende der Zeit*, in: Tiemo Rainer Peters/Claus Urban (Hg.), *Ende der Zeit?* Die Provokation der Rede von Gott, Mainz 1999, 13–31, 24 u. ö.

³⁰ Vgl. Erik Flügge, *Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt*, München 2016

³¹ Erwähnt sei hier nur stellvertretend für vieles: Hans Hermann Henrich, *Gottes Ja zu Israel. Ökumenische Studien christlicher Theologie* (SKI Bd. 23), Berlin/Aachen 2005.

(vgl. Ex 3,7), der seine Menschen aus der Sklaverei führt? Warum nicht, anstatt nur von Jesu „jüdischer Herkunft“ zu reden, ihn und sein jüdisches Denken endlich besser kennenlernen? Warum nicht die urjüdischen Konzepte vom Messias und vom Gottessohn neu durchdenken auf ein erneuertes Heilsverständnis hin, das Juden, die ihrem Glauben treu bleiben, den eigenen Weg zum Heil nicht abspricht?

Wenn die Theologie nicht mehr verstanden wird als Verwaltung ewiger Wahrheiten, die sich ohnehin von Jahrhundert zu Jahrhundert geändert haben, dann könnte sie endlich „weltlich“ werden: Sie könnte zu einer Theologie werden, die im Bewusstsein ihrer Geschichtsgebundenheit und unter Aufbietung aller ihrer Kräfte über unser Leben und seine Gefährdungen nachdenkt, über unsere falschen und richtigen Werte, zu einer Theologie, die ihre besten analytischen Mittel einsetzt, um die brennendsten Probleme dieser Welt zu verstehen und neue Quellen unserer Handlungsfähigkeit zu erschließen. Kurz: zu einer im besten und ernsthaftesten Sinne *antwortenden* Theologie!

Wird das den massenhaften Exodus aus den christlichen Kirchen stoppen? Sicher nicht. Die Entwicklung hat längst eine eigene Dynamik und die Menschen, die ihren Hunger und Durst nach Gerechtigkeit realisieren wollen, haben längst andere Orte und Wege gefunden. Die Entwicklung wird über die verfassten Kirchen hinweggehen, und auch die theologischen Fakultäten werden – so bedauerlich das für die Zukunft eines aufgeklärten, selbstkritischen Christentums sein mag – in den kommenden Jahrzehnten verschwinden.

Aber in der Zwischenzeit können alle in der theologischen Ausbildung und Forschung Stehenden daran arbeiten, Ressourcen bereitzustellen für eine Gestalt des Christentums, das ohne Judenfeindschaft, Rassismus, Sexismus und Homophobie auskommt. Doch die Zeit läuft. Die wissenschaftsfeindlichen fundamentalistischen Strömungen des Christentums werden in den kommenden Jahrzehnten weiter Zulauf erhalten. Noch aber können wichtige, dialogisch gestimmte Positionen in die Diskurse eingebracht werden. Es gibt viel zu tun.

Norbert Scholl

Liturgie – ein Theater?

Bei seiner Polemik gegen die Ordination von Frauen schreckt der Regensburger Bischof Voderholzer offensichtlich vor keinem noch so absurden Vergleich zurück.

Vor einiger Zeit hat er das Frauenpriestertum schon mit der Tempelprostitution im alten Rom verglichen¹ (die es nie gegeben hat, was ein ehemaliger Theologie-Professor eigentlich wissen sollte).

Nun vergleicht er, laut KNA vom 5.2.2021, das „darstellende Handeln des Priesters in der Liturgie“ mit der „Welt des Theaters“ und spricht von einem „theatrum sacrum“. „Auch bei den Oberammergauer Passionsspielen erwartet das Publikum, dass Christus von einem Mann und Maria von einer Frau dargestellt werde“.

Sein Vergleich mag vielleicht für manches Pontifikalamt zutreffen. Aber die Liturgie, „Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der alle ihre Kraft strömt“ (II. Vatikanum, SC 10), grenzt an Blasphemie. Das gilt insbesondere für die Feier der Eucharistie, die Papst Johannes Paul II. bezeichnet als „Quelle und Höhepunkt der ganzen Evangelisierung, weil ihr Ziel die Gemeinschaft der Menschen mit Christus und in ihm mit dem Vater und mit dem Heiligen Geist ist“².

Wie weit will der Oberhirte noch gehen in seinem blindwütigen Furor gegen die Frauenordination in der Katholischen Kirche?

¹ Bischof Voderholzer, das Verbot der Frauenordination und die fehlbare Unfehlbarkeit, in: *imprimatur* 3/2019, 147-156; <https://www.bistum-regensburg.de/news/als-mann-und-frau-schuf-er-sie-bischof-voderholzer-zur-ehe-zum-weiheamt-und-zur-gender-ideologie-6806>; <https://de.wikipedia.org/wiki/Tempelprostitution..>

² Ioannis Pauli II, Litt. encycl. *Ecclesia de Eucharistia* (17.IV.2003), 22: *AAS* 95 (2003), 448.

Bernd Scherer

Wasser und Land

Überlegungen zum Zusammenleben in der Weltgesellschaft

Wenn Heraklit sagt, dass man nicht zweimal in denselben Fluss steigen kann, dann macht er darauf aufmerksam, dass der Fluss nicht nur einen räumlichen, sondern auch einen zeitlichen Aspekt besitzt – einen, den der Menschen selbst erfahren kann.

Das Wasser verändert sich permanent. Es ist nichts Festes wie das Land, oder besser: wie dieses zu sein scheint. Denn auch die Landmassen verändern sich, allerdings bisher in einer zeitlichen Dimension, die für den Menschen nicht unmittelbar wahrnehmbar war: Landmassen verschieben sich, Land verschwindet oder entsteht in einer geologischen Zeit. Früher waren das Prozesse, die manchmal Millionen von Jahren dauerten, zumindest aber mehrere Generationen in Anspruch nahmen.

Die relative Stabilität des Landes, der Erde, erlaubte es, politische Systeme in Form von Staaten zu entwickeln, die wesentlich über ihr Territorium definiert waren. Das ermöglichte Grenzziehungen, die über längere Zeit Bestand hatten und ein Bezugssystem bildeten, in dem Staaten operieren konnten. Für die Meere galt dies nicht in gleicher Weise, denn die Fluidität des Wassers ließ sich nicht so leicht einhegen. Seine materiellen Eigenschaften garantierten deshalb zunächst Freiheitsräume, beispielsweise für Piraten. Nicht von ungefähr leitet sich das Wort „Pirat“ von einem altgriechischen Verb ab, das für „erproben“, „versuchen“, „wagen“ steht.¹ Es sind Tätigkeiten, die darauf hindeuten, dass die Welt auf See immer wieder neu entworfen wird, weil ein festes Bezugssystem nicht existiert. Während Staaten über das Machtmonopol nach innen, also auf ihrem Territorium, Gleichheit vor dem Recht zwischen allen Bürger*innen durchzusetzen versuchten –

was mit der Unterdrückung von weniger privilegierten Minderheiten einherging –, eröffnete das Meer Freiheitsräume für die dort operierenden Piraten.

Die Einhegung des Landes bei der Etablierung von Territorialstaaten, wie wir sie kennen, setzt Technologien voraus, die seit der Renaissance entwickelt wurden. Dabei spielt die Entwicklung von Vermessungstechniken und kartografischen Methoden eine grundlegende Rolle: Diese Technologien erlauben es den modernen Territorialstaaten, klar definierte Grenzen an die Stelle von durchlässigen Randzonen der alten Großreiche zu setzen. Grenzen definieren nicht nur das Land, das zu einem Staat gehört, sondern sie schließen auch Menschen als nicht zugehörig aus.

Die moderne Landvermessung setzte im Frankreich des 17. Jahrhunderts ein. Es war ein Großunternehmen, das von dem Astronomen Giovanni Domenico Cassini begonnen wurde: Land wurde in Staatsterritorium transformiert. Diente das Verfahren im Falle Frankreichs noch dazu, den konkreten Raum in ein abstraktes Bild zu überführen, wird die Wirkmacht der neuen Technologien im Falle der USA unmittelbar handgreiflich. Mit der Jefferson-Hartley-Karte, die auf eine Zeichnung von Thomas Jefferson während eines Paris-Aufenthaltes im Jahre 1783 zurückgeht, entsteht eine neue Realität. Die Abstraktion der Karte blendet die Lebenswirklichkeiten der indigenen Bevölkerung *on the ground* völlig aus und eröffnet damit das Land dem Zugriff der aus Europa eindringenden Siedler*innen.

Bleibt das Land der Bezugspunkt für die Staatenbildung in der Neuzeit, so erhält der Handel über die Meere doch gleichzeitig eine so große Bedeutung für die europäischen Mächte, dass man sich gezwungen sieht, auch die See rechtlich zu bestimmen. Der dabei auftretende Antagonismus zeigt sich bereits in der grundlegenden Schrift von Hugo Grotius aus dem Jahr 1609, *Mare liberum. Über das Recht der Niederländer auf Teilnahme am Ostseehandel*. Hier verteidigt, wie es der Haupttitel *Mare liberum* andeutet, Grotius auf der einen Seite die Freiheit der Meere – und damit unter anderem den freien See- und Kolonialhandel – gegen die Monopolansprüche Spaniens und Portugals. Gleichzeitig geht es ihm aber um die Sicherung einer aktiven

¹ Darauf hatte schon Carl Schmitt hingewiesen: *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum* [1950], Duncker & Humblot, Berlin 2011, S. 14.

Rolle Hollands, also eines Territorialstaates, in diesem Handel – beansprucht Holland doch langfristig bestimmte Handelsmonopole. Das heißt konkret: Grotius dehnt die Macht des Territorialstaates ein Stück weit auf das Meer aus.

Das hier skizzierte Staatsverständnis, das ein festgelegtes Territorium mit den Souveränitätsrechten des dazugehörigen Staates verband, wurde von Europa als universales Zivilisationsprojekt proklamiert. Als solches geriet es aber zunehmend in Konkurrenz mit den kolonialen Interessen der europäischen Staaten. Dieser Widerspruch wurde nicht zuletzt mit intellektueller Hilfe von Wissenschaften wie der Ethnologie dahingehend aufgelöst, dass man die Gesellschaften der nichtwestlichen Welt auf einer niederen Zivilisationsstufe einordnete und ihnen auf diese Weise die Souveränität über die von ihnen bewohnten Gebiete absprach. Aber auch die katholische Kirche spielte bei der Legitimation der Kolonisierung eine nicht unbedeutende Rolle. So rechtfertigt der Priester Juan Ginés de Sepúlveda (1494-1573) die spanischen gewaltsamen Eroberungen damit, dass die Indigene Bevölkerung Amerikas Sodomie begeht, Menschen opfert und Kannibalismus betreibt. Sein Gegenspieler Bartolomé de las Casas (1484-1566) beklagt zwar die Gewalttaten der Spanier an der Urbevölkerung, widersetzt sich aber nicht grundsätzlich der Idee europäischer Herrschaft über andere Völker.

Galt bis ins 20. Jahrhundert das Land und nicht das Meer – die Erde und nicht das Wasser – aufgrund seiner Solidität als Grundlage für die Staatenbildung, so stellen die Dynamiken des Anthropozäns gerade jahrtausendealte Stabilität infrage. Ja, die fluiden Eigenschaften des Wassers scheinen zunehmend die Materialität auch der Landmassen und vor allem des Lebens auf dem Land mitzuprägen – ist es doch ein Kerngedanke des Anthropozäns, dass durch menschliche Einwirkung, besonders seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, ein mehr oder weniger stabiles Erdsystem zunehmend dynamisiert wird. Dies zeigt sich insbesondere an den Kurvendigrammen der sogenannten „Great Acceleration“, die wesentliche Parameter zur Definition der Erde als System repräsentieren. Eine Vielzahl der von Menschen induzierten Entwicklungen verändern sich in ex-

ponentiellem Maßstab und destabilisieren dadurch dieses System. Der Klimawandel ist dabei sicher eine der bekanntesten und verheerendsten Folgen. Er führt sowohl zu Trockenheit wie zu Überschwemmungen und zum Anstieg des Meeresspiegels, was vor Augen führt, wie die erdgebundenen Lebensbedingungen ihre bisherige Konstanz verlieren: Einerseits gefährden die wechselnden Klimabedingungen vom Ackerbau lebende Gesellschaften und bedingen Landflucht und Migration, andererseits sind ganze Inselstaaten, also Territorien und Küstengebiete, in ihrer Existenz bedroht.

Ausgehend von Strategien der Abgrenzung und der Errichtung stabiler Einheiten haben wir offensichtlich eine Welt geschaffen, die diese Strategien geradezu konterkariert. Galt speziell nach den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts ein auf territorialen Staaten beruhendes internationales System als die Grundlage für Stabilität und Weltfrieden, so zeigt die enorm ansteigende Anzahl von Menschen, die weltweit auf der Flucht sind, ihre Heimaten verlassen mussten und dann zwischen den Staaten ohne deren Rechtsschutz leben, dass dieses System den Dynamiken unserer Zeit nicht mehr gerecht wird.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob unsere politischen Kategorien zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch den Realitäten entsprechen, die wir selbst in den letzten hundert Jahren geschaffen haben. Zwei Forschungsansätze jüngerer Datums könnten bei der Beantwortung dieser Frage von besonderem Interesse sein. Auf der einen Seite stellt James C. Scott in *Against the Grain* das bisherige Zivilisationsparadigma infrage, demzufolge der Territorialstaat den Höhepunkt einer Entwicklung darstellt, die mit Sammlern und Jägern begann.² Er macht deutlich, dass die gesellschaftlichen Formen nomadischen Lebens nicht nur bedeutend länger überlebten, als die bisherige Geschichtsschreibung annahm, sondern auch eine Reihe von Technologien aufwies, die für das Überleben, aber auch das Zusammenleben heutiger Gesellschaften von großer Bedeutung sein könnten. Auf der anderen Seite sah es lange so aus, als ob der europäische territoria-

² James C. Scott, *Against the Grain. A Deep History of the Earliest States*, Yale University Press, New Haven und London 2017.

le Nationalstaat unter anderem auch deshalb so erfolgreich war, weil die Gegner des Kolonialismus im 20. Jahrhundert genau diese Staatsidee übernahmen, um sie gegen die Kolonialmächte in Anschlag zu bringen und in der Folge ein eigenes Territorium im Sinne des Nationalstaates für sich beanspruchten. Mit dieser Vorstellung räumt Adom Getachew in *Worldmaking after Empire* auf,⁵ indem sie zeigt, wie führende Persönlichkeiten der anticolonialen Kämpfe über transnationale Netzwerke operierten und dabei mit politischen Formen jenseits und unterhalb der nationalen Ebene experimentierten. Im Zentrum von Getachews Studie stehen dabei führende Akteure im anticolonialen Kampf wie Michael Manley, der später zum Premierminister Jamaicas wurde, Kwame Nkrumah, der Ghana in die Unabhängigkeit führte, und Julius Nyerere, der dem ostafrikanischen Mandatsgebiet Tanganjika zur Unabhängigkeit verhalf.

Professor Dr. Bernd M. Scherer (64) ist seit 2006 Intendant des Hauses der Kulturen der Welt in Berlin. Er wurde 1955 in Scheuern (Gemeinde Tholey) im Saarland geboren. Nach dem Besuch der Volksschule und des Realgymnasiums in Lebach legte er dort 1973 sein Abitur ab (einer seiner Lehrer war und ist Mitherausgeber von imprimatur). Er studierte an der Universität des Saarlandes Germanistik, Geschichte und Philosophie und setzte seine Studien in Dubrovnik, Oxford und in Bloomington/USA fort. 1983 promovierte er zum Dr. phil. an der Universität Saarbrücken. Seine beruflichen Stationen waren: Mitarbeiter der Universität des Saarlandes, Leitung des Goethe-Instituts in Mexiko und der Zentralabteilung Künste des Goethe-Institutes in München. Er ist auch Honorarprofessor am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin und „Saarlandbotschafter“.

Zum Hintergrund des oben abgedruckten Textes: Seit 2012 kuratiert und leitet Bernd Scherer das „Anthropozän-Projekt“ des HKW und ist Mitherausgeber des Sammelbandes „Das Anthropozän. Zum Stand der Dinge“, Berlin 2015.

⁵ Adom Getachew, *Worldmaking after Empire. The Rise and Fall of Self-Determination*, Princeton University Press, Princeton und Oxford 2019.

Susanne Ludewig, *1965, Romanistin, Pflegedienstleiterin in der Altenpflege, Wir sind Kirche-Bundesteam, Kassel
Christian Weisner, *1951, Stadtplaner i.R., Mitinitiator des KirchenVolksBegehrens 1995 in Deutschland, Wir sind Kirche-Bundesteam, Dachau

Dienst an der Weltkirche

„Man kann die Lehre nicht bewahren, ohne ihre Entwicklung zuzulassen. Man kann sie auch nicht an eine enge oder unveränderte Auslegung binden, ohne den Heiligen Geist und sein Handeln zu demütigen.“ So sagte es Papst Franziskus im Oktober 2017 anlässlich der Gedenkfeier zum 25. Jahrestag der Veröffentlichung des Katechismus.

Langer Weg zum Synodalen Weg

Als 1995 nach den Vorwürfen sexualisierter Gewalt gegen den Wiener Kardinal Hans Herman Groër das Kirchen-VolksBegehren „Wir sind Kirche“ zunächst in Österreich und dann in Deutschland gestartet wurde, untersagten noch 16 von 27 deutschen Bischöfen, Unterschriften dafür zu sammeln. Jetzt entsprechen die Synodalforen des „Synodalen Weges“ genau den ersten vier Punkten des KirchenVolksBegehrens: „Aufbau einer geschwisterlichen Kirche“, „Volle Gleichberechtigung der Frauen“, „Freie Wahl zwischen zölibatärer und nicht-zölibatärer Lebensform“ und „Positive Bewertung der Sexualität“. Der fünfte Punkt „Frohbotschaft statt Drohbotschaft“ kann durchaus als Entsprechung der Evangelisierung gedeutet werden, die Papst Franziskus auch beim „Synodalen Weg“ immer wieder anmahnt. Denn solange nicht die Themen des Synodalen Weges wirklich bearbeitet werden, werden alle noch so gut gemeinten Bemühungen der Evangelisierung ins Leere laufen.

Nach der Aufdeckung des Missbrauchs am Berliner Canisius-Kolleg im Januar 2010 hatten die Bischöfe es noch alleine mit ei-

nem von ihnen kontrollierten „Dialogprozess“ versucht, der aber sehr schnell zu einem unverbindlichen „Gesprächsprozess“ herabgestuft wurde und im Sande verlief. Erst die erschütternden Ergebnisse der MHG-Studie im Herbst 2018 und die Proteste vor allem der Frauen bei der Bischofskonferenz im Frühjahr 2019 in Linz führten zur Einsicht, dass die Bischöfe auf die Zusammenarbeit mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) und mit Expert*innen „von außen“ angewiesen sind.

Der Vatikan hat sich in dieser kirchenpolitischen Gemengelage nicht als hilfreich erwiesen. Der unerwartete Brief von Papst Franziskus „An das pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ und andere Stimmen aus dem Vatikan lösten 2019 ein sehr unterschiedliches Echo aus. Aber Franziskus spricht von einer „Zeitenwende“, „die neue und alte Fragen aufwirft, angesichts derer eine Auseinandersetzung berechtigt und notwendig ist“. Er ermuntert zu einer „freimütigen Antwort auf die gegenwärtige Situation“ und lobt, dass die Kirche in Deutschland „der Weltkirche große heilige Männer und Frauen, große Theologen und Theologinnen sowie geistliche Hirten und Laien geschenkt“ habe. Franziskus spricht von einer „Synodalität von unten nach oben“, erst danach komme die „Synodalität von oben nach unten“.

Einüben in Geschwisterlichkeit

Papst Franziskus, der sich unter Bezug auf Paul VI. und das Zweite Vatikanische Konzil vehement für eine synodale Kirche auf allen Ebenen ausspricht, müsste daran seine Freude haben: Auf der ersten Vollversammlung des Synodalen Weges wurde so freimütig debattiert, so respektvoll zugehört wie lange nicht in einem offiziellen katholischen Gremium. Der Verzicht auf alle Machtsymbolik prägte die erste Synodalversammlung, schien aber einige doch zu irritieren.

Dieser Synodale Weg setzt einen grundlegenden Mentalitäts-, wenn nicht gar Paradigmenwechsel voraus, ganz im Sinne des bischöflichen Wortes „Gemeinsam Kirche sein“ (2015). Denn auch formale Strukturen, gerade in einer so auf Tradition und Symbolik ausgerichteten Kirche, sind Teil der kirchlichen Botschaft. Und alle Versu-

che, den Glauben und die Evangelisierung neu in den Mittelpunkt zu stellen, können nur vor der Kulisse veränderter Strukturen Früchte tragen. Am Rande der ersten Synodalversammlung und der fünf Regionalkonferenzen waren Reformgruppen, Frauenverbände und Maria 2.0 sehr präsent als Hoffnungsträgerinnen einer gewandelten Kirche. Zumindest einige Bischöfe brachten zum Ausdruck, dass die Kirchenleitung den Kontakt zu den Frauen nicht ganz verlieren will. Aber nur freundlich miteinander zu reden wird nicht mehr ausreichen.

Dynamik der Widerstände

Die Corona-Krise hat bestehende Entfremdungsprozesse zwischen Kirchenleitung und Kirchenvolk verschärft und beschleunigt. Nach der völlig unerwarteten und äußerst irritierenden Instruktion der Klerus-Kongregation im Juli 2020 äußerten manche gar, nun habe sich der Synodale Weg ganz erledigt. Der ohne jede Konsultation mit den Kirchen vor Ort in Rom erstellte lebens- und glaubensfremde Text tut so, als hätten wir in Deutschland noch nie über missionarische Pfarreien nachgedacht. Hat die Klerus-Kongregation die wissenschaftlichen und pastoralen Debatten der letzten 50 Jahre nicht zur Kenntnis genommen? Doch weder die Corona-Krise noch die jüngste Instruktion der Klerus-Kongregation darf den mühsam begonnenen, dringend notwendigen Reformprozess abbremsen oder gar zum Stillstand bringen, appellierte ein Offener Brief der KirchenVolks-Bewegung, der auf viel Zustimmung stieß. Es brauche ein breites Bündnis der Reformkräfte, auch in der Bischofskonferenz. Natürlich kann die römisch-katholische Kirche nicht einfach nach Belieben ihre Lehre ändern. Aber die vier Foren des Synodalen Wegs behandeln Themen, über die seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) debattiert wird. Doch das Kirchenvolk wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vertröstet. Kardinal Müller redet von Rom aus der Kirche in Deutschland herein: „Es ist kaum anzunehmen, dass ein Gremium wie der Synodale Weg in Deutschland für sich den Heiligen Geist reklamieren könnte“, so in der „Tagesspost“ zitiert.

Die Warnungen einzelner Bischöfe vor einer deutschen Nationalkirche, einer Kirchenspaltung oder einer theologisch ni-

veaulosen Debatte bauen eine falsche und höchst ungute Drohkulisse auf. Höchst un- gut ist zudem der Versuch medialer Ein- flussnahme durch konservativ-traditiona- listische Kräfte, auch aus dem Ausland.

Dienst an der Weltkirche

International findet der Synodale Weg schon jetzt große Beachtung. Weltweit wer- den Hoffnungen darauf gesetzt, dass auf die Krisen der Gegenwart pastoral verantwort- liche und theologisch fundierte Antworten gefunden werden. Wir brauchen eine Wei- terentwicklung der kirchlichen Lehre. Die Vorschläge für zeitgemäße Dienste und Strukturen sollten von der großen Mehr- heit aller Teilnehmenden, auch der Bischö- fe, mitgetragen werden. Nach dem aktuel- len Kirchenrecht muss die Umsetzung oh- nehin durch jeden einzelnen Bischof für sein Bistum erfolgen. Und viele der grund- sätzlichen Fragen wie der Pflichtzölibat für Priester oder die Weihe von Frauen sind und bleiben dem Papst oder gar einem Konzil vorbehalten.

Der Synodale Weg in Deutschland will und kann auch mit noch so guten Beratungen und Beschlüssen die Weltkirche nicht di- rekt verändern. Doch die durch die Miss- brauchsskandale offenbar gewordene Kir- chenleitungskrise und die Verweigerung von zeitgemäßen Reformen gibt es nicht nur in Deutschland. Weltweit, das zeigen die Missbrauchsskandale, befindet sich die römisch-katholische Kirche in einer exis- tenziellen Krise. Wenn es aber hier in Deutschland gelingen sollte, eine theologi- sche Auseinandersetzung auf der Höhe der Zeit zu führen und tragfähige Lösungsvor- schläge für die aufgestauten Reformen zu finden, dann werden diese auch vom Vati- kan nicht mehr ignoriert werden können. Dies wäre dann kein deutscher Sonderweg, sondern ein Dienst an der Weltkirche. Oh- ne vorzeigbare Ergebnisse und ohne deren Anerkennung durch Rom jedoch wird die katholische Kirche weiter an Glaubwürdig- keit verlieren und es werden selbst die ge- hen, die sich jetzt noch engagieren.

Gretchenfrage Frauenfrage

Das katholische Amtssystem ist in einer tie- fen Krise und die Geschlechtergerechtigkeit ist ein Schlüsselproblem. Nicht die Weihe von Frauen muss begründet werden, son-

dern deren Ausschluss! Die offene, auch kontroverse Diskussion in der Arbeitsgrup- pe „Frauen“ lässt zumindest hoffen. Viele Reformen wurden dort aufgelistet, die auch ohne Änderungen im Kirchenrecht schon jetzt umgesetzt werden könnten. Am Ende könnte als erster Schritt in der Weihefrage die möglichst einstimmige Empfehlung des Ständigen Diakonats der Frau in einer sy- nodal-diakonischen Kirche mit neu gestal- teten Ämtern stehen – ähnlich dem Votum der Würzburger Synode vor 45 Jahren.

Verbandsfrauen, Ordensfrauen und Initia- tiven schweigen nicht mehr angesichts der bislang nur verbalen Beteuerungen einer gleichen Würde der Frau und ihrer Wert- schätzung. Im Zuge der eskalierenden Kri- se in der katholischen Kirche sind sie ge- meinsam fest entschlossen, Schluss zu ma- chen mit Missbrauch, Klerikalismus und einer patriarchal verfassten Kirche, die Frauen keinen gleichberechtigten und selbstbestimmten Platz einräumt. Einen Platz, den ihnen auch die neuere Bibel- und Kirchengeschichtsforschung zugesteht. Die Zeichen der Zeit müssen erkannt werden und ihren Niederschlag in der Lehre fin- den. Die Lehre der Kirche ist keine An- sammlung von überlieferten Glaubensfor- men, sie muss vielmehr das Ur-Vertrauen, dass Gott auf unserer Seite steht, in unsere Zeit hinein neu sprechen, damit Kirche ei- ne Zukunft hat.

Die Zeit drängt

Viele Chancen wurden verpasst, manche sehen den Synodalen Weg als „letzte Chan- ce“. Das Papier „Dialog statt Dialogverwei- gerung“ (1992) des ZdK, in dem bereits der Abschied vom Klerikalismus, Patriarchat und Zentralismus angemahnt wurde, das KirchenVolksBegehren Wir sind Kirche 1995 mit 1,8 Millionen Unterschriften, der unverbindliche „Dialog-/Gesprächsprozess“ (2011–2015) der deutschen Bischöfe sowie viele andere Reformprozesse und –initiati- ven der vergangenen Jahrzehnte – sie alle blieben ohne kirchenamtliche Folgen. Dem Vorschlag der „Gemeinsamen Konferenz“ für ein „Zukunftsforum“ erteilten die Bi- schöfe noch 2008 eine Absage. Reform- gruppen wie „Wir sind Kirche“ wurden we- der beim Gesprächsprozess 2011–2015 noch beim Synodalen Weg mit einbezogen. Der Synodale Weg ist ein steiniger Weg und muss es sein. Erst wenn nach einer fun-

dierten Debatte wirkliche Reue, Umkehr und Neuorientierung erkennbar und auch konkrete Veränderungen umgesetzt werden, verdient es die verfasste Kirche, dass die Menschen ihr wieder Glaubwürdigkeit zuerkennen. Dazu gibt es keine Alternative. Ein grundlegender Wandel in Lehre und Struktur, in Theologie und Pastoral ist dringend notwendig, wenn das Christentum auch zukünftig noch relevant für die Menschen sein will.

Die Zeit drängt. Das Zeitfenster, in dem die Kirche ihre Glaubwürdigkeit wiedererlangen kann, schließt sich. Nur gemeinsam als Kirchenvolk und Kirchenleitung können wir die Zukunft der Kirche so gestalten, dass sie vielen wieder Heimat werden kann: eine Kirche der Glaubenden, der Hoffenden und der Liebenden, die die Themen der Menschen heute aufgreift, nämlich weltweite Solidarität und Bewahrung der Schöpfung. Suchen wir gemeinsam nach neuen Wegen, die wir im Vertrauen auf die Heilige Geistkraft gehen können; nach Wegen, die viele mitgehen können, die an der realen Kirche verzweifelt sind, aber den Glauben an die frohe Botschaft vom Reich Gottes nicht aufgegeben haben; nach Wegen, die zu gehen auch Jugendliche und junge Erwachsene begeistern kann. Denken wir das Unmögliche: Wer keine Utopie hat, ist kein Realist. Helfen wir hier in Deutschland Papst Franziskus, der eine synodale Kirche auf allen Ebenen will!

All diejenigen, die immer noch grundsätzlich an der Notwendigkeit des Synodalen Weges zweifeln, sollten sich die tiefe Vertrauens- und Glaubwürdigkeitskrise bewusstmachen, die die jahrzehntelang praktizierte und vertuschte sexualisierte Gewalt an Kindern, Jugendlichen, Seminaristen, Frauen und sogar Ordensfrauen verursacht hat. Prof. Thomas Söding ist zuzustimmen, der bei der ersten Synodalversammlung sagte: „Wir werden in der Synodalversammlung nicht alle Probleme der katholischen Kirche lösen. Aber wir müssen dort anpacken, wo man sich die Finger verbrennen kann.“

Wir sind Kirche

Vertuschung sexualisierter Gewalt.

„Die Wahrheit, so schrecklich sie ist, muss ans Licht“

Wir sind Kirche fordert aktive Rolle des Staates und Kontrolle klerikaler Macht

Pressemitteilung München, Köln, Speyer, Rom, 13. Dezember 2020

Angesichts der ungeheuerlichen Vorgänge sexualisierter Gewalt in einem Kinderheim der Niederbronner Schwestern im Bistum Speyer sieht die KirchenVolksBewegung *Wir sind Kirche* jetzt den Staat in der Pflicht. Auch das äußerst ärgerliche Verwirrspiel von Kardinal Rainer Maria Woelki um die Veröffentlichung der Missbrauchsgutachten im Erzbistum Köln macht deutlich: Bei der Aufklärung und Aufarbeitung sexualisierter Gewalt in kirchlichen Einrichtungen muss der Staat eine deutlich aktivere Rolle als bisher einnehmen. So geschah es seinerzeit in Irland und Belgien. Gegebenenfalls müssen dafür noch die gesetzlichen Grundlagen in Deutschland geschaffen werden. Es kann keine „innere Angelegenheit der Kirche“ sein, wenn Kinder missbraucht oder möglicherweise sogar ermordet werden!

Es braucht eine Kontrolle klerikaler Macht.

Bei allen Bemühungen um Aufklärung durch den Speyerer Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesemann und seinen Generalvikar Andreas Sturm: Die Kirchenleitungen, die die römisch-katholische Kirche weltweit in diese fundamentale Glaubwürdigkeitskrise hineingeführt haben, werden es nicht ohne Hilfe von außen schaffen, die Kirche wieder daraus hinausführen. Spätestens seit 2002, als es erste Leitlinien der Deutschen Bischofskonferenz gab, hätte in allen deutschen Bistümern sehr viel verantwortlicher und entschiedener gehandelt werden müs-

sen, als es geschah. Es braucht eine Kontrolle klerikaler Macht!

Auch wenn manche in der Kirchenleitung in Deutschland und in Rom es immer noch nicht wahrhaben wollen: Die von den Bischöfen in Auftrag gegebene MHG-Studie hat ein systemisches Versagen in mehrfacher Hinsicht attestiert. Ein wesentlicher Risikofaktor ist „eine ausgeprägte Asymmetrie von Macht und Kontrolle bei gleichzeitigem Fehlen von Kontaktpersonen, denen sich die Betroffenen hätten anvertrauen und von denen sie sich hätten Hilfe erhoffen können, [der] die Ausübung und Vertuschung von Missbrauchshandlungen erheblich begünstigt hat.“

Es braucht tiefgreifende Reformen

Dass Nonnen Priestern und Politikern Kinder für sexualisierte Gewalt zugeführt und dafür sogar Geld erhalten haben, wie dies im Kinderheim der Niederbronner Schwestern wohl geschehen ist, kann nur durch ein Priesterbild erklärt werden, das nicht hinterfragt werden durfte. Deshalb setzt sich *Wir sind Kirche* entschieden dafür ein, das sakral überhöhte Priesterbild zu erden und die Weihe nicht mehr als Herausheben aus dem Laien*innen-Stand zu verstehen, sondern als Beauftragung zum Dienst für die Menschen. Für Klerikalismus darf kein Platz in der Kirche sein! Es braucht tiefgreifende Reformen in der römisch-katholischen Kirche wie die Abschaffung des Pflicht-Zölibats und die Zulassung der Frauen zu allen Weiheämtern. Dies wird mittlerweile nicht nur von *Wir sind Kirche*, sondern von immer mehr Katholiken und Katholikinnen mit theologisch guten Argumenten gefordert.

Synodaler Weg einzigartig und unverzichtbar

Wir sind Kirche sieht den von den deutschen Bischöfen gemeinsam mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken und externen Expert*innen veranstalteten „Synodalen Weg“ als einzigartiges und unverzichtbares Forum an, Fehlentwicklungen einer absolutistischen und ihre Macht missbrauchenden Kirchenstruktur zu benennen und zu deren Beseitigung beizutragen.

Karl-Josef Wendling

Predigt zum 4. Sonntag der Osterzeit. „Von Hirten und bezahlten Knechten“

Liebe Mitchristen!

Vor einiger Zeit habe ich ein Gespräch von zwei alten pensionierten Eisenbahnern zugehört. Beide waren früher Zugschaffner. Und in ihrem Beruf haben sie allerhand erlebt, vor allem mit den Fahrgästen.

Fragt der eine Eisenbahner den andern: Was hast du denn mit den Betrunkenen gemacht? Der gibt zur Antwort: Ich habe mich in ihre Lage hineinversetzt.

Diese Antwort hat mich überrascht. Sie hat mir auch gut gefallen: Ich habe mich in sie hineinversetzt.

Da macht jemand nicht nur seinen Job. Er versetzt sich in die Lage dessen, mit dem er es zu tun hat.

Das hat etwas mit dem heutigen Evangelium zu tun, mit dem Evangelium vom „Guten Hirten“ und vom „bezahlten Knecht“, der seinen Job macht und sein Geld verdient.

Jesus macht keinen Job. Ihm geht es um die Menschen, um jeden einzelnen. Sie hat er im Blick, gerade auch die Kleinen, die Schwachen, die Kranken, die Hilfsarbeiter die, die von andern kaum beachtet werden. Er „kennt“ sie, er kennt ihr Leben, ihre Nöte, ihre Schwächen. Und er versetzt sich in sie hinein, ja er ist solidarisch mit ihnen. So wird er ihr guter Hirt bis zu seinem gewaltsamen Tod am Kreuz. Selbst da kümmert er sich noch.

Und weil er sein ganzes irdisches Leben so war, ein guter Hirt, glauben wir, dass er es auch in der Ewigkeit ist, von Gott her. Also auch für uns heute. Jede(r) kann zu ihm kommen, so wie er ist, kann sich an ihn wenden.

Auch dafür kommen wir sonntags hierher. Nicht weil man in die Kirche gehen muss, um ihm zu begegnen. Sondern weil wir hier an ihn erinnert werden und ermutigt werden, uns an ihn zu wenden. Und er ermuntert uns, es ihm nachzutun, selber auch gute Hirten für andere zu sein.

Dazu muss ich nicht Priester werden oder ins Kloster gehen. Ich kann überall ein guter Hirt sein oder ein bezahlter Knecht. Der gute Hirt unterscheidet sich vom bezahlten Knecht nicht dadurch, ob er Geld für seine Arbeit bekommt, sondern durch seine innere Einstellung zu seiner Arbeit und zu den Menschen. Ich kann als Eisenbahnschaffner meinen Job machen und auf den Feierabend warten. Ich tue eben meine Pflicht. Ich kann es auch tun wie der andere, von dem ich erzählt habe.

Ich kann als Lehrer meinen Job machen, meinen Stoff durchpauken. Ich kann aber auch zeigen, dass mir an meinen Schülern/Schülerinnen etwas liegt. Die weitaus meisten Lehrer, denen ich begegnet bin, waren so.

Ich kann als Pfarrer meinen Job machen, schauen, wie ich einigermaßen über die Runden komme - und ich kann mich in Anspruch nehmen lassen, - gerade auch jetzt in der Zeit der Pandemie. So manche Hirten sind „abgetaucht“.

Ich kann es als Arzt. Da erlebt man auch recht Unterschiedliches in den Praxen und in den Krankenhäusern. In den Pflegeheimen und Kliniken gibt es bezahlte Knechte und Mägde - und gute Hirten, die leider schlecht bezahlt sind.

Bei den Sozialämtern und bei den Jobcentern ebenso. Bei manchen Ämtern und Schaltern fühlt sich einer wie der letzte Dreck, bei anderen spürt man die Anteilnahme, dass sich jemand in den hineinversetzt, der zu ihm kommt. Wo man Menschen begegnet, die etwas vom „Guten Hirten“ an sich haben, da fühlt man sich wohl. Sie verbreiten eine Atmosphäre, die einen leben lässt.

Aber Hirten „bezahlen“ immer auch mit ihrem eigenen Leben. Es geht ihnen ein Stück weit so wie Jesus. Wer Hirte ist, lässt sich auch verzehren von der Not anderer.

Manchmal geht er selber darin unter.

Zum Schluss komme ich doch noch kurz auf die Berufsgruppe der Hirten, der Pastoren oder Pfarrer zu sprechen. Das lat. Wort Pastor bedeutet ja „Hirte“.

Schon die frühe Kirche gebraucht das Bild vom Hirten für den Leiter der Gemeinde. Für mich war es mein Traumberuf. Es wäre schade, wenn dieser Beruf bei uns nach und nach aussterben würde. So sieht es aus.

Ich sage nicht, dass alles wie früher sein muss. Dass z.B. jedes kleine Dorf seinen ei-

genen Pastor braucht. Ich will uns auch nicht idealisieren.

Wir sind Menschen wie alle andern. Und leider Gottes ist unser Beruf durch schlimme Vergehen an Kindern belastet. Wenn es auch im Verhältnis nur einige wenige waren, die sich schuldig gemacht haben. Trotzdem bringen uns noch immer viele Menschen großes Vertrauen entgegen. Kürzlich sagte mir jemand aus einer ländlichen Region, die keinen eigenen Pfarrer mehr haben: Die Seele in unseren Dörfern fehlt. Daraus spricht eine große Wertschätzung. Mit vielen konnte man auch über alles sprechen.

Wenn ich an den immer noch andauernden Streit unter unseren deutschen Bischöfen denke und mit dem Vatikan wegen der Zulassung zur Kommunion für wieder verheiratete Geschiedene oder von evangelischen Partnern in einer gemischtkonfessionellen Ehe.

Da waren es gerade die Gemeindepfarrer, die die Menschen und ihre Nöte kannten, die in vielen Fällen schon längst mit den Betroffenen barmherzige Wege gefunden hatten. Die „Oberhirten“ streiten über Probleme, die die einfachen Hirten schon längst im Blick auf Jesus und nicht auf das Kirchenrecht gelöst haben.

Warum sage ich Ihnen das heute?

Weil die Zahl der Priester immer kleiner wird, machen die Bischöfe die Gemeinden immer größer. Was das noch wird mit den „Pfarreien der Zukunft“, weiß ich nicht. Natürlich sagen die Bischöfe auch, wir sollen um kirchliche Berufe, auch um Priester, beten. Das tun wir ja auch. Aber was hilft das Gebet, wenn man die nicht lässt, die wollen!

Dazu braucht es Entscheidungen, Mut zu neuen Wegen.

Davor drücken sich viele Bischöfe noch, obwohl sie der Papst scheinbar dazu ermutigt. Aber wenn es ernst wird, kneift er oft. Wir brauchen Pfarrer, die gebildet sind und offen für Gott und die Welt. Aber muss jeder Pfarrer ein komplettes Theologiestudium haben?

Muss jeder Pfarrer ehelos leben wie ein Mönch? Was ist das für eine Auswahl? Warum kann es nicht beide Lebensformen nebeneinander geben?

Der Import von indischen Priestern ist keine Lösung.

Ich bete schon seit längerem auch für weibliche Pfarrer.

Ich bin sicher: Gott erhört mich. Aber er kommt bei seinem Bodenpersonal noch nicht durch.

Ich hoffe, dass der „Synodale Weg“ uns endlich ein Stück weiter bringt. Amen

„Irgendwann ist es genug!“

Gespräch von Sr. Philippa Rath OSB mit Dr. Rudolf Walter, Freiburg

Bei den Chinesen gibt es das Sprichwort: „Frauen tragen den halben Himmel“. Wie ist es bei uns? Im Chor der Klosterkirche zu Einsiedeln ist an der Decke der Himmel abgebildet. Und da sind lauter Männer zu sehen. Typisch?

Das mag an der Tradition von Männerorden und -klöster liegen. In unserer Eibinger Abteikirche St. Hildegard – einer bewussten Frauenkirche – sind ungleich mehr Frauen- als Männergestalten zu sehen.

Im Himmel finden sich also auch Frauen. Und auf Erden? Da hört man allenthalben: Frauen seien in der Kirche nicht angemessen repräsentiert.

Das ist ein Faktum. Immer mehr Frauen fühlen sich, zunehmend, in der Kirche diskriminiert, ausgegrenzt, mundtot gemacht. Wenn sie in sich eine Berufung zum Diakonat oder Priesteramt erfahren, dann interessiert das die Kirche und ihre Amtsträger nicht. Das wird nicht gehört, wird auch nicht geprüft. Ich frage: Wer ist Kirche, dass sie Gott vorschreibt, wen er zu welchem Amt und Dienst berufen soll und welches Geschlecht die Berufenen haben sollen?

Als Sie vor mehr als 30 Jahren ins Kloster gingen: Haben Sie sich träumen lassen, dass Sie einmal die Stimme solcher Frauen sein werden und die Anliegen dieser Katholikinnen zu Gehör bringen?

Zu meiner Schande gestehe ich: Ich habe nie auch nur einen Gedanken an das verschwendet, was man unter „typischen“ Frauenthemen versteht. Frauenbücher ha-

ben mich früher nur am Rand interessiert. Ich lebe in einer exempten, d.h. kirchenrechtlich unabhängigen Frauenabtei, mit einer gewählten Äbtissin, die nach der Benediktsregel Stellvertreterin Christi im Kloster ist. Der Ortsbischof kann nicht in die inneren Angelegenheiten unseres Klosters hineinregieren. Das Männer-Frauenthema spielt in unserem Kloster tatsächlich eine eher untergeordnete Rolle – außer dass wir natürlich auf einen Priester angewiesen sind, um die Hl. Messe feiern zu können.

Als vollgültige Gemeinschaft brauchen Sie also doch männliche Priester für Beichte und Eucharistie?

Was heißt „vollgültig“? Eine vollgültige Gemeinschaft sind wir als Kommunität ganz sicher. Unser Ordensgründer, der hl. Benedikt, selbst war Laie. Er hat diejenigen aus der Gemeinschaft ausgesucht, die für das Priesteramt in Frage kamen. Die tägliche Eucharistiefeier gab es zur Zeit des hl. Benedikt und auch der hl. Hildegard nicht. Die entspringt der Frömmigkeit des 19. Jh. Zunehmend finden die Frauenklöster immer seltener Mitbrüder, die fest als Hausgeistliche vor Ort sein können. Die Priester werden in den eigenen Klöstern gebraucht. Viele Gemeinschaften müssen daher jetzt schon die Eucharistiefeiern begrenzen. Die Corona-Zeit hat diese Entwicklung weiter verstärkt.

Es gibt ja auch priesterlose Wort-Gottes-Feiern. Und können nicht auch Schwestern aus der eigenen Gemeinschaft das priesterliche Amt übernehmen?

Es gibt durchaus nicht wenige Ordensschwestern, die sich zum Priesteramt berufen fühlen. Für mich gilt das nicht. Das ist jetzt anders – in einer geänderten Gesellschaft ändert sich auch die Situation der Kirche dramatisch. Ich könnte mir heute sehr gut vorstellen, eine Frau am Altar stehen zu sehen.

Wie kamen Sie denn dazu, sich so für die Frauen zu engagieren?

Ich bin seit einigen Jahren geistliche Begleiterin einer KFD-Gruppe und habe so die Frauenperspektive in den Gemeinden näher kennengelernt: Da sind etwa 100 sehr engagierte Frauen, zwischen 30 und 90. Diese Frauen bauen vor Ort Gemeinde, sie konstituieren sie, tragen sie maßgeblich. Nicht nur beim Vorbereiten von Festen!

Und trotzdem stoßen sie immer wieder an Grenzen und Mauern. Sie erfahren, wenn sie mehr Verantwortung und Mitgestaltung wollen: Bis hierher und nicht weiter! Ich begleite zudem auch im Kloster Menschen auf dem geistlichen Weg. In den letzten Jahren habe ich im Sprechzimmer zunehmend viele Frauen getroffen, die mit dem Gedanken spielen, sich von der Kirche zu verabschieden, Frauen, die teilweise seit Jahrzehnten engagiert in der Kirche mitgearbeitet haben. Die Enttäuschung darüber, dass in den letzten 50 Jahren auf diesem Feld de facto nichts passiert ist, ist groß. Viele Frauen sind nicht länger bereit, das zu akzeptieren. Der Geduldssaden droht bei immer mehr Frauen zu reißen.

Was tut, nach Ihrer Beobachtung, den Frauen weh?

Sie fühlen sich diskriminiert, ausgegrenzt, nicht ernst genommen. Viele, die eine Berufung spüren, werden belächelt, ja lächerlich gemacht. Es herrscht weithin das Prinzip: Was nicht sein darf, ist auch nicht. Ich habe beim Start des synodalen Frauenforums, in zwei Kaffee-Pausen mit zwei Bischöfen, einem jüngeren und einem alten, gesprochen, die mir getrennt voneinander sagten: Eigentlich gibt es doch gar keine Frauen, die sich zum Priesteramt berufen fühlen, Vielleicht die eine oder andere... Ich habe das seinerzeit heruntergeschluckt, um nicht gleich in der ersten Sitzung einen Eklat zu provozieren. Aber dann, nach schlaflosen Nächten, habe ich einige mir bekannte Frauen gebeten, mir ihre Berufungsgeschichte doch einmal aufzuschreiben. Daraufhin erhielt ich innerhalb von nur fünf Wochen über 150 Zeugnisse von Frauen, die sich zum Priesterinnen- und Diakoninnenamt berufen wissen, und die davon erzählen, wie es ihnen damit in unserer Kirche geht. Viele haben sich bedankt dafür, dass sie überhaupt einmal jemand fragt, dass ihnen endlich einmal zugehört wird.

Ist Sehnsucht nach dem Amt ein Drang nach Teilhabe an der Macht?

Ich denke, die Frage der Berufung von Frauen sollte man nicht als Frage der Macht, bzw. dem Willen zur Macht diskreditieren. Es geht um Gleichberechtigung, um Teilhabe an den Entscheidungen und an der Verantwortung in der Kirche. Es geht um die Möglichkeit, die eigenen Charismen fruchtbringend einzubringen, kom-

petent mitzugestalten, der Kirche gemeinsam zu dienen. Auch darum, das Evangelium verkünden zu dürfen, die Sakramente zu spenden. Die Frage nach dem Amt sollte m. E. vor allem eine Frage der Berufung und der theologischen und geistlichen Kompetenz sein.

Es ist doch so: Vor allem Frauen kümmern sich z.B. um alte und kranke Menschen, gehen in Krankenhäuser und Pflegeheime. Die Krankensalbung aber können sie nicht spenden. Wenn wir in unserem Kloster viele Stunden im Sprechzimmer sitzen, hören wir im Grunde oftmals die Beichte, können aber keine Lossprechung geben.

Schicken Sie diese Menschen dann zu einem Priester?

Auf eine Bitte nach Lossprechung müssen wir sagen – und tun das auch: „Das können wir leider nicht, das geht nur im Sakrament der Beichte, das nur ein Priester spenden kann.“ Ich bin mir aber sicher, dass keine dieser Frauen dann später einen Beichtstuhl betritt. Die Antwort ist immer: „Aber Schwester, sie können mir doch einen Segen geben.“ Nicht nur ich frage mich: Warum sollten Frauen nicht das Sakrament der Krankensalbung spenden? Und warum soll eine verheiratete Frau nicht einer Trauung assistieren können? Oder nehmen Sie den Verkündigungsdienst, das Predigen. Es gibt so viele Frauen, die theologisch gut ausgebildet sind und brennen für das Evangelium.

Nun gibt es aber auch die Warnung vor einer Klerikalisierung der Laien.

Auch das scheint mir eher die Männerperspektive zu sein. Natürlich ist jedes Amt, jeder Amtsträger, immer gefährdet, klerikalisch zu agieren, sein Amt und seine Macht zu missbrauchen. Das gilt für Männer und Frauen. Frauen sind auch nicht die besseren Christen. Es geht aber in unserem Zusammenhang um Geschlechtergerechtigkeit, die sich aus der gemeinsamen Gottesebenbildlichkeit aller Menschen ableitet. Keine Frau im westlichen Kulturkreis hat heute Verständnis dafür, dass Frauen nicht zu den Ämtern zugelassen werden, nur weil sie Frauen sind. Frauen spielen heute in der gesellschaftlichen Wirklichkeit eine ganz andere Rolle als in früheren Jahrhunderten. Es ist vor allem auch diese zunehmende Diskrepanz zwischen der Lebenswirklichkeit in der Gesellschaft und der Erfahrung der Frauen in

der Kirche, die zur gegenwärtigen Kirchenkrise beiträgt. Ich frage mich, ob die Kirche in der Frage der Geschlechtergerechtigkeit nicht eine globale Vorreiterrolle spielen könnte, anstatt der kulturellen Entwicklung immer hinterher zu laufen.

Gab es für Sie eine Schlüsselsituation, die Ihnen klargemacht haben, was in dieser Männerkirche schiefläuft?

Ich kann das – schlaglichtartig – sogar an einem Datum festmachen: Dem 7. Oktober 2012, dem Tag, als die Hl. Hildegard zur Kirchenlehrerin erhoben wurde. Wir sind damals mit 20 Mitschwestern nach Rom gefahren, die residierende Äbtissin und die Altäbtissin darunter, die 38. und 39. Nachfolgerin der Hl. Hildegard. Bei der Feier auf dem Petersplatz wurden die beiden Äbtissinnen hinter den Kardinälen, Bischöfen, Priestern und Diakonen platziert. Ich gestehe: Diese Missachtung der Nachfolgerinnen der Hl. Hildegard hat mich damals wirklich erschüttert, ja erbost. Kardinal Amato, der Vorsitzende der Kongregation für die Heiligsprechungen, musste sich durch diese endlosen Männerreihen bewegen, um unsere Äbtissin, Mutter Clementia, die die Heilige Hildegard öffentlich vorstellen sollte, zu Papst Benedikt zu begleiten. Wie in einem Brennspiegel wurde mir an dieser Szene klar, in welcher Männerkirche wir leben. In kirchlichen Dokumenten lesen wir viel und oft von der Wertschätzung der Frauen, von deren Würde und deren Recht auf Gleichheit in der Gesellschaft. Aber der Transfer in die kirchliche Wirklichkeit bleibt nach wie vor aus.

Dass Hildegard nach 900 Jahren zur Kirchenlehrerin erhoben wurde, war aber doch auch ein Zeichen.

Benedikt XVI. hat hier tatsächlich dem Argument des „sensus fidelium“: vox populi, vox dei, eine wichtige Rolle zuerkannt. Er hat es als Wunder anerkannt, dass Hildegard über 900 Jahre ununterbrochen vom Kirchenvolk verehrt wurde. Wenn man diesen „sensus fidelium“ heute theologisch ernster nähme und die Einstellung des Kirchenvolkes zur Frage des Zugangs von Frauen zu Weiheämtern zur Kenntnis nehmen würde, dann sähe die Situation anders aus.

Wenn die Stimme des Kirchenvolkes beim Thema „Frauenämter“ theologisch keine Rolle spielt: Was sind denn die Argumente?

Gebetsmühlenartig wird wiederholt, dass Jesus nur Männer berufen hat und dass nur ein Mann Christus authentisch repräsentieren könne. Dabei beten wir täglich im Credo, dass Gott „Mensch“ geworden ist, nicht Mann. Und es wird zudem der historische Umstand außer Acht gelassen, dass die Umwelt Jesu damals eben eine patriarchale war. Schon im Schöpfungsbericht steht, dass Gott den Menschen „als Mann und Frau“ schuf. Und auch die Schlüsselstelle des NT im Galaterbrief 3, 26 ff wird gerne übergangen, wo es heißt, dass es in Christus weder Jude noch Heide, weder Mann noch Frau gebe.

Aber hat sich seinerzeit nicht Papst Johannes Paul II. eindeutig dazu geäußert, im Schreiben „Ordinatio sacerdotalis“ von 1994? Darin heißt es ja: „... erkläre ich kraft meines Amtes, dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben.“

Ja, dieses Zitat gilt sozusagen als Basta-Entscheidung! Damit sei endgültig ein für alle Mal alles entschieden, sagen die Konservativen. Dagegen steht die andere Sicht: Es handelt sich hier um eine Lehräußerung, aber kein letztverbindliches Dogma. Ein Blick in die Theologie- und Kirchengeschichte zeigt doch im übrigen, dass das Lehramt wie auch das Kirchenrecht den Zeitläufen unterworfen und damit auch änderbar ist.

Ist also Geduld angesagt?

Die ist irgendwann aufgebraucht. Eine meiner verstorbenen Mitschwestern, Marianna Schrader, eine Historikerin, hat vor 60 Jahren zur Zeit des Konzils schon mehrere Denkschriften zum Thema Diakoninnenweihe verfasst. Sie erhielt bischöflicherseits kurze freundliche Antworten: „Haben Sie Geduld!“. Ich verstehe die Frauen, die sagen: „Irgendwann ist es genug!“

Die Kirchenkrise sei im Kern eine Glaubenskrisen, sagt man. Ist die Frauendiskriminierung in Ihren Augen ein Teil der Glaubenskrisen der Kirche?

Die aktuelle Krise ist sicher sehr vielfältig bedingt. Im Grunde genommen gibt es ja mehrere Krisen: eine ganz tiefe Vertrauens- und Glaubwürdigkeitskrise infolge der vielen Fälle sexualisierter Gewalt durch kirchliche Amtsträger und durch die massenhaf-

te Vertuschung dieser Verbrechen. Dann gibt es die Krise und den Verlust kirchlicher Relevanz und Akzeptanz. Hier hinein gehört sicher die mangelnde Geschlechtergerechtigkeit, aber auch die zunehmende Diskrepanz zwischen der Moralverkündigung der Kirche und der Lebenswirklichkeit der Menschen heute.

Aber ist Kirche nicht auch deswegen in der Krise, weil die christliche Botschaft selber, der Glaube, an Relevanz verloren hat?

Ja, das stimmt sicher. Das hat aus meiner Sicht seinen Grund u.a. darin, dass es nicht nur in den Familien, sondern auch in den Gemeinden an authentischer, überzeugender Glaubensweitergabe mangelt. Ich kenne Priester, die das Stundengebet nicht mehr beten und sich ihre Predigten aus dem Internet ziehen, weil sie zu viel mit Organisation zu tun haben oder auch weil ihr Glaube selbst ins Rutschen geraten ist. Die Menschen spüren das und sehnen sich nach überzeugenden Vorbildern gelebten Glaubens. Es kommen zunehmend Menschen zu uns in die Klöster, weil sie in den Gemeinden keine Ansprechpartner mehr finden.

Dass man nicht mehr so weitermachen wird und kann, ist aber nicht nur negativ?

Jede Krise ist immer eine Chance, davon bin ich überzeugt. Es gibt tatsächlich eine Fülle neuer Erfahrungen, z.B. was die geistliche Tiefe von Wort-Gottes-Feiern ohne Priester betrifft. Sehr viele Frauen erzählen mir davon, dass sich Hauskreise gebildet haben, die am Sonntag zusammenkommen, in der Hl. Schrift lesen und anschließend eine Agape-Feier halten, in der Brot gebrochen wird. Es entwickeln sich da gerade Formen von gemeinschaftlichem christlichen Leben. Ich höre von Frauen - gerade in konservativen Gemeinden, in denen Frauen nicht einmal die Lesung lesen dürfen -, denen Frauengruppen aller Art zunehmend die Gemeindezugehörigkeit ersetzen.

Was wäre Ihr Traum einer zukünftigen menschlicheren Kirche?

Nicht Reichtum oder gesellschaftlicher Einfluss sind wichtig. Kirche muss wieder näher zu den Menschen kommen, mehr menschenzugewandt sein und nicht so sehr mit sich selbst beschäftigt. Sie muss Räume eröffnen, wo die Menschen Gott erfahren, ihm wirklich begegnen können. Und sie muss zurück zu den Quellen: zum Vorbild

und Beispiel Jesu. Wir sollten die Hl. Schrift als Quelle des geistlichen Lebens, als Kern der Botschaft, wiederentdecken und sie mit den konkreten Erfahrungen, den Ängsten, Hoffnungen und Sehnsüchten der Menschen heute verbinden. Gerade Letzteres ist, meine ich, eine besondere Gabe der Frauen. Es liegen so viele Charismen und Begabungen brach. Wenn Frauen und Männer gemeinsam die Kirche bauen, dann wird der Glaube neue Früchte tragen. Davon bin ich überzeugt.

(Anm. der Red.: Das Gespräch wurde im November 2020 geführt.)

Irmgard Rech

Leidenszeugnisse von Frauen über Amtsausschluss und Priesterhybris

zu: Philippa Rath (Hg.), „Weil Gott es so will“, Frauen erzählen von ihrer Berufung zur Diakonin und Priesterin, Herder 2021

Darüber hinwegsehen brächte neuen Vertrauensverlust

Schwester Philippa Rath, Benediktinerin der Abtei Sankt Hildegard in Rudesheim am Rhein und derzeit Delegierte beim Synodalen Weg im Forum „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“, wollte es ihnen beweisen, den Hochwürden und allen geweihten Amtsträgern ihrer Kirche, dass es katholische Frauen gibt mit dem sicheren Wissen, zum Priestertum berufen zu sein. Zwölf Frauen hat sie per Mail um eine Kurzbiographie ihrer Berufungsgeschichte gebeten, unerwartet viele sind es dann geworden. 150 aus dem deutschen Sprachraum hat sie in diesem Buch zusammengestellt. „Bloßer Zufall?“ fragt sich die Herausgeberin selbst in ihrer sehr klugen und äußerst sachkundigen Einführung. Für mich ergibt sich bei meiner Lektüre dieser

Frauenbekenntnisse eine große Ähnlichkeit zwischen dem Hilfeschrei des Psalmenbers, der sich von zahlreichen Feinden umstellt sieht, und dem unverstellten „Aufschrei“ in den Leidensgeschichten dieser Frauen.

Auch verschweigt Schwester Philippa nicht „die Vielzahl der Zuschriften von Männern – Klerikern und Laien –, die ausdrücklich ihre Solidarität mit den Frauen bekunden wollten und sich für die gleichberechtigte Teilhabe der Frauen an allen Weiheämtern der Kirche engagieren.“ Sie sind in der Sammlung mit drei Texten vertreten. Einer von ihnen, der Dominikaner P. Ralf Sagner, der erst kürzlich nach einem Vortrag von Christiane Florin zu ihrem Buch „Weiberaufstand“ zur Erkenntnis gekommen ist, „Ausschluss von Macht ist Diskriminierung“, gesteht: „Ich glaube nicht, dass es ohne einen Kampf eine wirkliche Gleichberechtigung von Frauen in unserer Kirche geben wird.“

Gepackt von Jesus und seinem Evangelium

Dicht an dicht, ohne Zwischenabstand folgt alphabetisch geordnet und durchnummeriert eine Lebensbeschreibung auf die andere, am Ende steht links der Name. Allen Texten wurde eine Kernaussage entnommen, die in Fettdruck an den Anfang gesetzt ist quasi als Überschrift und Signal für die Augen, dass ein neues Lebens- und Leidensbekenntnis beginnt. Sr. Philippa Rath hatte jede Frau ausdrücklich gebeten, „auch darüber zu berichten, für welche Alternative Sie sich dann warum entschieden haben. Auch darüber vielleicht, was die unerfüllte Sehnsucht in Ihnen bewirkt hat und vielleicht immer noch an Spuren in Ihnen hinterlässt“ (9f). Damit hat sie den Frauen ermöglicht, darüber zu sprechen, worüber sie bisher schweigen sollten, nämlich über das, was die Missachtung ihrer fraulichen Berufung in der Männerkirche aus ihrem Leben und mit ihren Seelen gemacht hat. Alle sind seit Kindheit und Jugendtagen von Jesus und seinem Evangelium „gepackt“, fasziniert vom Gottesdienst und davon begeistert, mit Menschen zusammenzuarbeiten, zu helfen und die Freude am Evangelium zu verbreiten. Alle haben erfahren müssen, dass für ihr Wirken kein würdiger Platz in der Klerikerhierarchie vorgesehen ist. Ihr einziger Nach-

teil ist, nicht als Junge geboren worden zu sein. „Geburtsfehler weiblich“ heißt das bei Barbara Rofalski als Überschrift für ihr Leben.

Schwester Marie-Madeleine Wagner erfährt das so: „Für unsern Pfarrer war es undenkbar, dass Mädchen Messdienerinnen sein könnten - für mich war es unmöglich, dies zu verstehen oder gar zu akzeptieren. Als ich es einmal wagte, jenem Pfarrer meine Frage zu stellen (warum Frauen nicht Priesterinnen werden können), antwortete er mir: ‚Wen Gott zum Priester beruft, den lässt er als Mann auf die Welt kommen.‘ Damals hat sich mir eingebrannt: Das, was du als Sehnsucht spürst, kann nicht sein und darf nicht sein. Und gleichzeitig: Nein, das kann nicht stimmen. Wenn das so wäre, würde ich nicht empfinden, was ich empfinde.“ Innerlich widerspricht sie dem Verbot, die Sehnsucht nach dem Priesterberuf bleibt in ihr als „eine innere Flamme, die sich nicht ersticken lässt.“ Zugleich muss sie neue Verletzungen erleben, auch in ihrem Theologischen Studienjahr in der Dormitio-Abtei in Jerusalem. Als ein Kommilitone Bedenken an dem Nein zum Priestertum der Frau anmeldete..., gibt ein Professor die Antwort: „Ja, ein Soziologe würde es so sehen, aber wir in der Kirche, wir argumentieren vom Glauben her.“ Die junge Frau gesteht: „Dieser eine Satz hat damals meine Verletzung so sehr aufgerissen, dass ich zwei Tage lang geweint habe.“ Als sie einen inneren Widerstand spürt, sich auf „eine kirchlich legitimierte Lebensform“ einzulassen, während diese Kirche ihr den eigentlichen Lebenswunsch verbietet, gerät sie in Konflikt mit dem Gottesbild dieser Kirche. Die Priorin von Abu Gosh rät ihr, den Weg des Verzeihens zu gehen: „Der Kirche verzeihen, dass sie so ist, wie sie ist. Gott verzeihen, dass er das zulässt.“ Was für eine Geste der Großherzigkeit oder bloß eine hilflose innere Kapitulation, die Verzeihung genannt wird? Aber sie hat der jungen Frau den Weg ins Kloster ermöglicht. Sie hat das Leiden an dieser Kirche akzeptiert.

„Aber wer bin ich in diesem System?“

Wie erging es den vielen anderen Frauen, die ebenfalls in diesen Konflikt geraten sind zwischen ihrem Gott, der sie ruft, und dem Gott der Kirche, der sie zurückweist.

Schon die frühen Jahre, in denen sich die Frage nach einem erfüllten Beruf stellt, waren für viele stark belastete Jahre. Entweder flüchtete man in einen total kirchenfernen Beruf wie z. B. den Maschinenbau oder trat in einen Orden ein oder wechselte die Konfession - was eher selten gelang. In einem anonymen Text heißt es: „Es wäre der falsche Weg gewesen. Ich wollte ja Pfarrerin werden. Also habe ich Theologie studiert. Musste aber etwas machen, was auch Geld bringt, also Schule, weil ich ja doch einen rationalen Anteil besitze, der verstanden hat, dass die Kirche sich nicht ändern wird. Wie viel Groll, wie viel Saures, Bitteres und Vergiftendes die Missachtung der Berufung von mir und anderen, die nie geprüft wurde, hervorruft, habe ich in mir. Man darf ja nicht laut darüber reden, man muss ja lernen: ‚Die Weihe empfängt gültig nur ein getaufter Mann‘ (Can. 1024 CIC), Frauen können Jesus nicht verkörpern... In der Pfarrgemeinde habe ich mein Engagement eingestellt, die systemische Kränkung war und ist zu groß.“ (124)

Nun gibt es auch Pfarrer, die gemerkt haben, mit wieviel Begeisterung Mädchen sich in der Jugendarbeit betätigt und Neues auf den Weg gebracht haben. Sie luden sie dazu ein, Gemeinde- oder Pastoralreferentin zu werden. Es gibt Geständnisse von Frauen, die in ihrem vielfältigen Wirken in den Gemeinden Glück und Erfüllung gefunden haben, vorausgesetzt die Zusammenarbeit mit Pfarrern war gelungen. Doch auch nicht wenige von ihnen gestehen, mit wie viel Frustration ihre Arbeit verbunden war. Gabi Flörchinger, der sich die Frage nach der Weihe eigentlich nicht gestellt hat, die ihr Studium als Gemeindeferentin am Seminar der FH in Mainz Mitte der 70iger Jahre absolviert hat, fragt sich rückblickend: „Habe ich mein Leben auf ein falsches Pferd gesetzt?“ und „Wovor hat dieses System Angst?“ Sie stellt sich immer öfter die Frage: „Aber wer bin ich in diesem System?“ Ernüchtert muss sie sich eingestehen: „Die Einen (Männer) werden berufen, erwählt, gesegnet und geweiht und bekommen damit die Macht und Autorität, die uns Frauen fehlt. Autorität müssen wir uns erst erwerben, erarbeiten.“ Die Tatsache, nicht einmal Diakonin werden zu können, erlebt sie so: „Kollege Diakon steht am Sonntag vorne am Altar, und ich sitze in der Bank. Das sind... schmerzhaft Realitäten. Mein Glaubenszeugnis ist nicht wirk-

lich gefragt, denn predigen darf ich ja nicht. Wir Frauen waren immer nur ‚Notlösungen‘ – sei es beim Predigen, bei Wortgottesdiensten oder als Pfarrbeauftragte.“ Und sie folgert: „Von daher ist es nicht unerheblich zu fragen, was es mit uns Frauen macht, wenn wir in einem System arbeiten, das seine Autorität und Kraft von göttlicher Sendung und göttlichem Segen ableitet und uns Frauen diesen Segen und das Sichgesendet-Wissen verweigert? Ein bisschen ‚nur beauftragt‘ kann ich unterwegs sein, und tief in mir bleibt das Gefühl, minderwertig, ungenügend zu sein.“

Ausschluss „von ganz oben“

150 mal machen uns die Frauen aus vier Generationen in diesem Buch bewusst, welchen Schmerz Menschen empfinden, wenn sie ausgegrenzt und ausgestoßen werden. Es ist der Schmerz, minderwertig zu sein. Für Frauen in der katholischen Kirche ist er besonders verletzend, weil er „von ganz oben“ befohlen wird, von der höchsten „unfehlbaren“ Autorität dieser Kirche und schließlich von Gott selber. Soziologisch gesprochen müsste man sagen: besonders wirksam und systemerhaltend. Diesen autoritären Männergott, der Vorrechte gewährt und aussondert, müssen die Frauen ablehnen, wenn sie ihren Selbstwert spüren, gestärkt von einem Gott, der allen Charismen gewährt und die Einheit will. Eine Versöhnung mit dem Kirchengott kann es nicht geben, auch das bezeugen diese Geständnisse, selbst wenn sich Frauen zum duldbaren Gehorsam, gar zum Verzeihen entscheiden. Es zeigt sich nämlich, dass der Schmerz deshalb so brennt, weil der augenblickliche Zustand der Kirche beweist, dass sie eine kranke Kirche geworden ist, weil sie die Frauen unterdrückt, sie mit ihren Begabungen und Charismen nur begrenzt wirken lässt und sie nur als „Notlösung“ benutzt. Für die Verletzungen, die sie damit den Frauen zufügt, waren und sind die Verantwortlichen mit Blindheit geschlagen, genauso wie für das Leiden der Kinder und Jugendlichen, die Opfer von sexueller Gewalt in der Kirche geworden sind.

Ich gestehe, dass mich der Titel des Buches irritiert. „Weil Gott es so will“ klingt nach Rechtfertigung von Kriegen und Kreuzzügen und signalisiert Fanatismus. Und es klingt nach Anpassung an die Sprache der hierarchisch konzipierten Männerkirche,

die damit ihre Macht und ihre Wahrheit begründet. Es fällt auf, dass Frauen, die im Bannkreis dieser Sprache bleiben, schnell in den schwärmerischen Wortschatz der Gotterwählten geraten.

Frauenausschluss nährt Hybris und Herabwürdigung

In diesem Buch ist Frauenleid gebündelt, beginnend mit je einem Sehnsuchts- und Klagetext von heiligen Frauen, von Theresa von Avila, Thérèse von Lisieux und Edith Stein. Ich wünsche mir, dass dieses Leid endlich wahrgenommen wird. Wenn die Klerikerkirche darüber hinweggeht und Frauen weiterhin Weiheämter verbietet, dann wird sie nach den Missbrauchsfällen ihre zweite große Erschütterung erleben, zusammen mit einer weiteren Austrittswelle und einem weiteren Vertrauensverlust. Hier scheinen Zusammenhänge auf, denn die Priesteräter und die Vertuscher ihrer Taten sind Vertreter eines geschlossenen Machtapparates, in dem durch die Frauendiskriminierung Überheblichkeit bis hin zur Hybris gezüchtet wurde. In den Leidensgeschichten der Frauen finden sich all diese Priester dargestellt, die ein Klima der Angst erzeugen und das kirchliche Vorrechts- und Unrechtssystem aufrecht erhalten und als gottgewollt weiter verteidigen. Die Frauen verraten uns Sätze aus dem Wortschatz ihrer fundamentalistischen Sprache, die sie wie Geschosse getroffen und verletzt haben. Es ist die Sprache der Besitzstandswahrung, mit der man sich mit einem Verbot eine Wahrheit schafft, die absondert und heraushebt. Die Berufung einer Frau wird als „absurd“ zurückgewiesen, für sie darf es keinen Platz in der katholischen Kirche geben. „Mein damaliger Pfarrer beschimpfte mich, dass sich dann ja wohl jeder alles herausnehmen könne. Es gäbe keine Berufung bei Frauen“ (Brigitta Stahlberg). Selbst der Platz auf dem Bildschirm wird noch verteidigt. „Gerade jetzt in den Corona-Zeiten gab es bei uns bis Pfingsten nur Wortgottesdienste. Also hätten wir Laien doch seit zwei Monaten unsere Talente einbringen können (z. B. bei Streaming-Gottesdiensten). Aber wenn unser Pastor meinen Anstecker „Frauen - worauf wartet ihr?“ sieht, lacht er mich aus: „Ihr wollt ja doch nur Macht haben!“ (Gudrun Maxelon). Hier werden Priester entlarvt, die von ihrem despektierlichen Blick

auf Frauen nicht loskommen. Sie haben ihre Prägung erhalten von ihrer Ausbildung in einer Institution, die über Jahrhunderte die Minderwertigkeit der Frau gelehrt hat und sich bis heute dafür nicht entschuldigt.

Für ein neues Priesterbild in einer geschwisterlichen Kirche

Die promovierte Theologin Ida Raming (durch Veröffentlichungen als leidenschaftlich kämpfende Priesterin auch in *imprimatur* bekannt), die gerade ihren 88. Geburtstag feiert, hat bereits 1973 ihre damals sehr gewagte Dissertation veröffentlicht *Über die Stellung und Wertung der Frau in der katholischen Kirche, unter besonderer Berücksichtigung ihres Ausschlusses vom Priesteramt*. Sie bekennt in ihrer Biographie in diesem Buch: „Durch diese wissenschaftliche Arbeit gewann ich einen tiefen Einblick in die lange Geschichte der Frauendiskriminierung in der christlichen Tradition.“ Dieser Blick hat ihr Leben geprägt, „jedoch nicht ohne schwere existentielle Folgen.“ Als Theologin wagte sie das freie Wort und forderte den Zugang von Frauen zum Priesteramt. Sie tat den mutigen Schritt, sich zur Priesterin weihen zu lassen. Sie berichtet: „Ich sehe meine Lebensaufgabe daher darin, diese Entwürdigung und Diskriminierung der Frau weiterhin zu bekämpfen. *Deshalb sage ich auch Ja zur Frauenordination, die am 29. Juni 2002 gegen das bestehende Kirchengesetz . . . in Österreich auf einem Donauschiff erteilt wurde*“. Sie gehöre der Kirche weiterhin an, sagt sie. Sie setzt auf eine Kirche „gebildet aus freien, vor Gott verantwortlichen Menschen.“ Nur eine solche Kirche „kann ein Zeichen Gottes in dieser Welt sein“.

Ida Raming hat in ihrem Buch *Römisch-katholische Priesterinnen* auch auf die schwere Last der Exkommunikation der sieben geweihten Frauen durch die Glaubenskongregation hingewiesen. Hier schweigt sie darüber, wohl weil sie den Blick von dieser kranken und krankmachenden Kirche weg auf eine zukünftige Kirche im Geiste Jesu lenken will, in die auch die Frauen ihre geistigen Gaben als gleichberechtigte mündige Glieder zum Wohl der Menschen einbringen können.

Im Buch begegnet man noch weiteren mutigen Frauen, die aus einem prophetischen

Geist heraus in Treue zu ihrer Berufung Priesterin *contra oder praeter legem* geworden sind und das Priesteramt aus einem neuen Geist heraus in der Nähe zu den Menschen leben. Erwähnt werden sollen auch die entschlossenen Frauen, die am 1. Diakonatskreis teilgenommen haben, von denen uns Maria Angelika Fromm berichtet unter dem Motto „Auftreten statt austreten“. Auch sie hat schon Anfang der 70iger Jahre ein Theologiestudium abgeschlossen mit dem Traum, eine zeitgemäße Kirche mit zu verwirklichen. Sie ist die Initiatorin der „Lila Stola Aktion“ und eine ausgebildete Diakonin. Erschreckend, was sie von den 13 Frauen berichten muss, die mit ihr am 1. Diakonatskreis teilgenommen hatten. Die Hälfte sei seelisch krank geworden. Ihr wie einigen andern aus dem Kreis sei es jahrelang nicht mehr möglich gewesen, in einer Gemeinde ehrenamtlich zu arbeiten oder eine Beauftragung zu bekommen. Wie schwach und ängstlich doch Pastöre sein können, die solche hochmotivierte Frauen abweisen, - „eine sündhafte Verschleuderung weiblicher Berufungen und Charismen“! Für eine zukünftige Kirche möchte sie am dienenden Geist des Diakonats - in der frühen Zeit auch von Frauen ausgeführt - anknüpfen, „nicht an ein klerikales Machtpriestertum“. Sie träumt von einem „neuen, priesterlich-diakonalen, am Menschen orientierten Dienst von Männern und Frauen zum Heilwerden und Brückenbauen - trotz aller Verwundungen“.

Wunden können nicht sichtbar gemacht werden. Es braucht die Worte dieser Frauen, denen ich großen Respekt zolle. Die Lektüre ihrer Lebensläufe hat mich sehr bedrückt. Von 1984 bis 1986 durfte ich als erste verheiratete Frau das *Wort zum Sonntag* sprechen. An Pfingsten 1986 forderte ich meine Kirche auf, den Frauen nicht länger den Hl. Geist zu verweigern. Heute würde ich die Kirche mahnen, diesen Geist in den vielen Talenten dieser unbeugsamen Frauen zu entdecken und anzuerkennen, die schon begonnen haben, Kirche zu verändern. Den „unbeugsamen Männern“ in den Leitungsämtern wünsche ich, dass sie durch das beschriebene Leid der Frauen zu Empathie, Scham und Respekt gelangen und sich den angestoßenen Strukturreformen nicht länger verweigern.

Ida Raming

Plädoyer für die Weihe von Frauen zu Priestern

Offener Brief

Antwort auf den Artikel: „Kardinal Kasper erteilt Priesterweihe für Frauen eine Absage“ (auf: katholisch.de und in: „Badisches Tagblatt“)

Das ist alles andere als eine gute Botschaft zum Weihnachtsfest! Dass Männer der Kirche, in diesem Fall: ein Kardinal und zuvor Theologieprofessor und Bischof, unter Berufung auf die kirchliche Tradition, Frauen vom Priesteramt weiterhin ausschließen wollen, - was hat das noch mit Jesus zu tun? Es ist eine Schande!

W. Kasper beruft sich auf diese Tradition: *„Ich sehe nicht, wie man nach katholischem Verständnis über die fast 2.000-jährige ununterbrochene Tradition hinweggehen kann.“*

Dabei ist diese Tradition voll von schwerer Diskriminierung gegen Frauen, - das hätte Walter Kasper als Theologieprofessor wissen können und wissen müssen, - eine Tradition, die von patriarchalisch gesinnten Männern der Kirche aufgeboten wird als unumstößliche Säule des Patriarchats. Noch nie wurde aber diese Tradition von Männern in leitenden Positionen der Kirche auf ihre Stichhaltigkeit untersucht, - das haben Frauen, Theologinnen, und einige gerecht gesinnte Männer getan. Das Ergebnis: Sehr früh in der Kirchengeschichte, schon vom 2. Jh. an, wurden Frauen aus den damals bereits bestehenden Ämtern verdrängt; diese Tendenz zeigt sich schon in den Pastoralbriefen der Apostelschüler; denn es gab nachweislich: Diakoninnen, Missionsapostelinnen, Presbyterinnen.

Die päpstliche Bibelkommission hat in Ihrem Report von 1976 aufgezeigt, dass das NT kein Verbot gegen eine Frauenordination enthält. Mit Stimmenmehrheit wurde erklärt, dass die Dienste der Eucharistie und der Buße Frauen übertragen werden könnten, ohne gegen die Intention Jesu zu verstoßen.

Dieser Report passte der Glaubenskongregation aber nicht, obwohl diese Kongregation die Bibelkommission mit der Untersuchung beauftragt hatte!

Die weitere Kirchengeschichte setzte diese Verdrängungs- und Unterdrückungstendenzen gegen pastorale Dienste von Frauen fort: So handelten mehrere Kirchenlehrer, z.B. Augustinus und Thomas v. Aquin. Exemplarisch für diese Denkweise steht die folgende Aussage des sog. **Ambrosiaster** (ca. 3.-4. Jh.), die den Kirchenvätern Ambrosius bzw. Augustinus zugeschrieben wurde und in das Corpus Iuris Canonici (eine Grundlage auch des heutigen Kirchenrechts) aufgenommen wurde:

„Die Frau muss ihr Haupt verschleiern, weil sie nicht Gottes Ebenbild ist. Damit sie als (Gewalt)Unterworfen sichtbar ist und weil die Sünde durch sie ihren Anfang genommen hat, muss sie dieses Zeichen tragen und soll in der Kirche aus Ehrerbietung vor dem Bischof das Haupt nicht frei, sondern verschleiert tragen; ebenso soll sie keine Redevollmacht haben, weil der Bischof die Person Christi verkörpert. Wie also vor Christus, dem Richter, so verhalte sie sich vor dem Bischof, weil er der Stellvertreter des Herrn ist; um der Ursünde willen muss sie sich unterwürfig zeigen.“

(Corpus Iuris Canonici, ed. Friedberg, I 1255f. Zur Analyse des Textes s. I. Raming: Der Ausschluss der Frau vom priesterlichen Amt – Gottgewollte Tradition oder Diskriminierung? Köln/Wien 1973, 61f).

Thomas von Aquin spricht sich - im Hinblick auf seine auf Aristoteles fußende Auffassung über das Wesen der Frau (die Frau: 'ein missratener Mann') - folgendermaßen gegen die Priesterweihe von Frauen aus: *„Öffentlich vor der ganzen Gemeinde zu sprechen, gebührt der Frau nicht: 1. weil sie aufgrund ihres Geschlechtes bereits dem Manne untertan sein soll, wogegen das Lehren Sache der Vorgesetzten ist; 2. weil die Gefahr droht, dass eine Frau die Hörer zur Begierlichkeit fortreißt, 3. weil gemeinhin die Frauen in der Weisheit nicht vollendet sind, so dass ihnen die öffentliche Lehre nicht übertragen werden kann.“*

Angesichts dieser schweren Diskriminierung von Frauen, die die ganze Kirchengeschichte durchzieht, gilt folgender Appell: Die Kongregation für die Glaubenslehre und alle, die sie unterstützen, sind zur Umkehr aufzurufen, – sie sollten endlich

ihre schwerwiegenden Fehler in Demut aufdecken und umkehren – das ist das Gebot der Stunde!

Auf diese Umkehr warten viele Menschen mit Recht!

Wenn diese Umkehr nicht erfolgt, werden sich viele Menschen von der kath. Kirche abwenden.

Frauen sind von Gott zum priesterlichen Dienst berufen: *„Gottes heilige Geistkraft teilt einem jeden, einer jeden zu, wie Gottes Geist will“* (1 Kor 12,11).

Der Gehorsam gegenüber dem heiligen Geist Gottes verlangt, dass Berufungen von Frauen zum priesterlichen Dienst geachtet werden und dass sie sich zum Heil der Kirche entfalten können.

Gott lässt sich nicht vorschreiben, nur Männer zum Priesteramt zu berufen!

Gregor Tischler

Als man Gott noch um das tägliche Brot bat...

Gottseidank leben wir in einem Rechtsstaat. In einem solchen ist es erlaubt, sich selbst über höchstrichterliche Entscheidungen öffentlich zu empören. Dies geschah z.B., als im Herbst 2020 das sächsische OLG den Tausenden von "Querdenkern" erlaubte, am Rande des Leipziger Zentrums zu demonstrieren, obwohl absehbar war, dass sich die Teilnehmenden schon aufgrund ihres Selbstverständnisses nicht an die Regeln halten würden. Doch auch das BVerfG erließ im August des vergangenen Jahres ein Urteil, das viele empörte, und zwar gerade diejenigen, die aus einer christlich-humanen Einstellung heraus ihr Leben führen und den Richterspruch nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren können. Was war geschehen?

Zwei Studentinnen, Caroline Kuhn und Franziska Schmitt, waren im Juni 2018 in der Nähe von München von der Polizei dabei ertappt worden, wie sie aus dem Abfallcontainer eines Supermarktes noch genieß-

bare Lebensmittel entnommen hatten, wobei sie, um den Container zu öffnen, ohne diesen zu beschädigen, einen Vierkant-schlüssel verwendeten. Daraufhin wurden beide Frauen wegen eines "besonders schweren Falls des Diebstahls" angeklagt¹. Über mehrere Instanzen hinweg wurden beide einhellig verurteilt, bleibe doch - so die Richter - Eigentum auch dann noch Eigentum, wenn es weggeworfen wurde. Diese Entscheidungen bestätigte schließlich auch das BVG, auch wenn es dies offenbar mit ein paar Skrupeln tat; es forderte die Politiker immerhin auf, hinsichtlich des verhandelten Problems tätig zu werden. Das Urteil fand bei den meisten, die davon erfuhren, nur wenig Verständnis. Ganz im Gegenteil: Die jungen Frauen erhielten bundesweit viel Wohlwollen und Unterstützung; u.a. fand eine von ihnen initiierte Petition "Containern ist kein Verbrechen", die ein Verbot von Lebensmittelverschwendung fordert, bereits Ende des Monats mehr als 160 000 Unterzeichnende.

Wer in der Nachkriegszeit in einem christlichen Elternhaus erzogen wurde, wird nun vielleicht eine innere Empörung verspüren. Wie war das doch einmal? Bat man nicht Gott selbst um das tägliche Brot? Hatte man nicht ein schlechtes Gewissen dabei, Nahrungsmittel wegzuwerfen? Sie waren doch "Gottesgabe"! Und manchmal hörte man auch den Satz, "die hungernden Kinder in Afrika" wären froh, wenn sie das, was man nicht essen wollte, bekämen. So etwas gab zu denken ...

Bei allem, was man religiöser Erziehung von damals vorwerfen mag: Die Grundhaltung, Nahrungsmittel als Gabe Gottes zu betrachten, gehört zum Kostbarsten, was einem jungen Menschen für das Leben mitgegeben werden kann. Und sie ist ein Kernelement dessen, was wir heute, Jahrzehnte des Wohlstands später, als zentrale Zukunftsaufgabe verstehen müssen: die Bewahrung der Schöpfung.

Damit sind wir bei einem Zusammenhang, den man damals, in Kriegs- und Nachkriegszeit noch gar nicht erahnen konnte: Die Verschwendung von Lebensmitteln führt zu einer zunehmenden Zerstörung

von Lebensräumen für Pflanzen und Tiere, zu einem geradezu dramatischen Artenschwund; sie ist, was die Zukunftsfähigkeit unseres Planeten betrifft, schlicht und einfach verantwortungslos. Gretas "How dare you!" erscheint da aktueller denn je².

So gesehen machen sich Nahrungsmittelindustrie, umweltzerstörende Landwirtschaft und Supermarktketten weitaus mehr schuldig als Menschen, die wie die beiden jungen Frauen "containern"! Jene haben fast ausschließlich Gewinnoptimierung und Preisstabilität im Auge. Andererseits muss man ehrlicherweise auch anerkennen, dass Supermärkte oft auch die sog. Tafeln, also auch Arme und Obdachlose unterstützen. Und dennoch: Was den Umgang mit Nahrungsmitteln angeht, muss es, je früher, desto besser, zu einem folgenreichen Umdenken kommen. Eine vom EU-Haushalt subventionierte landwirtschaftliche Überproduktion darf es nicht mehr geben. Nicht nur der Artenschutz, nein, die Bewahrung der Schöpfung im Ganzen muss Vorrang vor bloßen Kapitalinteressen haben! Dass ca. ein Drittel der produzierten Lebensmittel, nicht nur in Deutschland, einfach weggeworfen wird, schreit im wahrsten Sinn des Wortes zum Himmel!

Es wäre sicher zu pathetisch, würde man das, was Caroline Kuhn und Franziska Schmitt taten, eine "prophetische Zeichenhandlung" nennen. Aber ganz abwegig ist das nicht. Sie haben beide unbestreitbar ein wichtiges Zeichen gesetzt. Sie haben ja nicht nur die Nahrungsmittel für sich genommen, sondern engagieren sich auch öffentlich für ein Umdenken in Umweltfragen. Der aus dem Griechischen stammende Begriff "Prophet" bezeichnet jemanden, der in die Zukunft sehen kann. Heute braucht man kein Prophet mehr zu sein, um die drohenden Gefahren für die Zukunft der Schöpfung zu erkennen. Der hebräische Ausdruck für Prophet ist "nabi": jemand, der die Wahrheit ins Zentrum seiner Rede stellt. Leider gibt es auch heute noch viel zu viele, die sie weder hören noch akzeptieren wollen.

Zurück zu den genannten Gerichtsurteilen: Fiat iustitia et pereat mundus? Wenn aber die Welt zugrunde gerichtet wird, hat auch Gerechtigkeit keinen Platz mehr. Oft

¹ Vgl. Francesca Polestina, Alles abgelaufen, in: SZ Nr. 196 v. 26.08.2020 (Lokalteil München). Die in meinem Beitrag vorgebrachten Fakten stützen sich auf diesen Artikel der SZ.

² Vgl. Thomas Krumenacher, Voller Teller, leeres Land, in: SZ Nr. 299 v. 29.12.2020, S. 13.

scheint es, als lebten Juristen in einer Eigenwelt der Paragraphen. Was einer wegwirft, bleibt also immer noch sein Eigentum? Und wer das Weggeworfene nimmt und verwertet, macht sich als Dieb strafbar? Sollte Ethik nicht Vorrang vor Rechtspositivismus haben - vor allem im Abendland mit seinem "jüdisch-christlichen Erbe"? Ehrfurcht vor der Schöpfung und das Gebot, sie zu bewahren und zu schützen, gehört untrennbar dazu. Dies wird vielen heute mehr und mehr bewusst.

Ob die beiden jungen Frauen im Geist des Christentums erzogen wurden, weiß ich nicht. Ihr Handeln aber zeugt davon.

Theo Mechtenberg

Das deutsch-polnische Verhältnis – eine Bestandsaufnahme

Am 30. Oktober 2020 verabschiedete der Deutsche Bundestag mit den Stimmen aller Fraktionen außer der AfD, die sich der Stimme enthielt, eine Resolution, die den Bundesrat veranlassen soll, an prominenter Stelle in Berlin ein den polnischen Opfern des Zweiten Weltkriegs gewidmetes Denkmal nebst einer Begegnungsstätte zu errichten, die der Vertiefung unserer nachbarlichen Beziehungen sowie dem wechselseitigen Verständnis und der Freundschaft dienen soll.

Die Bemühungen um die nun auf höchster politischer Ebene beschlossene Initiative gehen bis in den November des Jahres 2017 zurück. Damals wandte sich eine kleine Gruppe von Bürgern mit einem Appell an die Öffentlichkeit, in dem sie dazu aufrief, den polnischen Opfern deutscher Aggression und Okkupation der Jahre 1939-1945 eine Gedächtnisstätte zu errichten. Den noch lebenden Opfern und ihren Nachkommen in der zweiten und dritten Generation solle dies ein Zeichen sein, dass die Deutschen verstanden haben, was den Polen damals angetan wurde. Die Initiato-

ren betonen zudem den gegenüber der Zeit vor 30 Jahren völlig anderen, um vieles besseren Charakter der Beziehungen beider Nationen.

Für dieses im Verlauf von gut 30 Jahren gewachsene positive Verhältnis zu Polen spricht die Tatsache, dass dieser Appell einen breiten Anklang fand sowie die Unterstützung namhafter Politiker aller im Bundestag vertretenen Parteien mit Ausnahme der AfD.

Ein lückenhaftes deutsches Bewusstsein?

In Berlin gibt es bereits das großflächige Holocaust-Denkmal sowie einen Ort des Gedenkens an die ermordeten Sinti und Roma. Ein entsprechender, den polnischen Opfern des nationalsozialistischen Terrors gewidmeter Ort fehlt bis heute. Dass nun im Zentrum der Bundeshauptstadt diese Lücke geschlossen werden soll, ist mehr als überfällig und überaus begrüßenswert. Dass allerdings in der durch die Resolution des Bundestages sowohl in der Bundesrepublik als auch in Polen ausgelösten Diskussion die Errichtung eines Polendenkmals in Zusammenhang mit den Lücken im Geschichtsbewusstsein der Deutschen gebracht wird, birgt die Gefahr einer einseitig negativen Sichtweise in sich und wird den deutsch-polnischen Nachkriegsbeziehungen, zumindest seit Mitte der 1960er Jahre, nicht gerecht. Eine mehrere Beiträge deutscher und polnischer Autoren umfassende Beilage der katholischen Krakauer Wochenzeitung „Tygodnik Powszechny“ vom 22.11.2020 dient denn auch vor allem der Beweisführung des Vorhandenseins dieser deutschen Bewusstseinslücke. Deutsche wie Polen sehen in der Errichtung eines Polendenkmals die Antwort „auf die leeren Stellen im deutschen kulturellen Bewusstsein. [...] Die in den Jahren 1939-1945 an der polnischen Zivilbevölkerung verübten Verbrechen sind bis heute in der deutschen öffentlichen Meinung fast unbekannt.“

Doch stimmt diese These? Welcher Maßstab ist hier anzulegen? Es mag ja sein, dass die Mehrheit der Bundesbürger, wenn überhaupt, eine äußerst oberflächliche Kenntnis von der jahrhundertelangen deutschen Polenfeindschaft und von Hitlers Vernichtungskrieg besitzen. Es mag sein, dass sich die Mehrheit der Deutschen für Polen gar

nicht interessiert, dafür aber für Frankreich oder für einen anderen deutschen Nachbarschaftsstaat. Man mag dieses mangelnde Interesse beklagen, und vielleicht wird ja auch die geplante Erinnerungsstätte für etwas mehr Interesse sorgen, doch dass sich damit die Lücken im nationalen Bewusstsein der Deutschen schließen werden, wird wohl niemand ernstlich behaupten wollen.

Wenngleich in der Beilage der Aufweis von Bewusstseinslücken im Zentrum der Betrachtungen steht, so wird doch nicht verschwiegen, dass in den letzten Jahrzehnten sowohl von deutscher als auch von polnischer Seite bedeutsame Bemühungen zur Verbesserung unserer beiderseitigen Beziehungen unternommen wurden, die zu „einer positiven Einstellung zu Polen (führten), wie es sie in der Vergangenheit nie gegeben hat.“ Als Kronzeugen werden zwei Polen genannt, der katholische Intellektuelle und Politiker Stanisław Stomma, der unter dem Eindruck des Versöhnungsbriefes der polnischen Bischöfe und Brandts Kniefall, also bereits zu kommunistischen Zeiten, den „Fatalismus der Feindschaft“ als grundsätzlich überwunden ansah, sowie der ehemalige polnische Staatspräsident Bronisław Komorowski, der anlässlich des 75. Jahrestages des Überfalls auf Polen am 10. September 2014 vor dem Deutschen Bundestag vom „Wunder der Versöhnung“ sprach.

Die deutsch-polnischen Beziehungen als Prozess der Versöhnung

Statt im Zusammenhang mit der Resolution des Bundestages vor allem die Lücken im öffentlichen Bewusstsein zu betonen, wäre es angebracht, den schwierigen Prozess der Versöhnung nachzuzeichnen, angefangen mit dem Versöhnungsbrief der polnischen Bischöfe von 1965 als einem nicht nur innerkirchlichen, sondern auch politisch wirksamen Impuls. Er wird zwar in der Beilage erwähnt, doch mit einer negativen Tönung. So wird von polnischer Seite behauptet: „Der Brief der polnischen Bischöfe ist in Deutschland weitgehend unbekannt. Er ist eine Sache der Elite und findet in Polen bei den einfachen Leuten eher Widerspruch als Akzeptanz.“ Er habe für die Gegenwart keine Bedeutung.

Für die Gegenwart schon, wenngleich gegenwärtig kaum. Immerhin liegt die Ver-

söhnungsinitiative beider Kirchen Jahrzehnte zurück, so dass sie schwerlich von aktueller Bedeutung sein kann. Gleiches gilt für die evangelische Denkschrift „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen Nachbarn“ vom 1. Oktober 1965. Wer weiß, wie die Geschichte deutsch-polnischer Beziehungen verlaufen wäre, hätten die Kirchen damals die Zeichen der Zeit nicht wahrgenommen und angesichts vieler Widerstände auf ihre Versöhnungsinitiative verzichtet.

Auch Willy Brandts Kniefall vor dem Gettodenkmal im Kontext der Unterzeichnung des deutsch-polnischen Grundlagenvertrags von 1970 dürfte durch den Impuls jener kirchlichen Versöhnungsinitiativen bestimmt gewesen sein. Er kommt zwar in der Beilage kurz zur Sprache, doch es wird gleichzeitig in Zweifel gezogen, dass diese Demutsgeste überhaupt den von Deutschen an Polen verübten Verbrechen galt, sondern Juden und Israel die eigentlichen Adressaten waren. Wobei man fragen kann, warum überhaupt diese Unterscheidung getroffen wird, denn die Juden im Warschauer Getto waren ja schließlich allesamt polnische Staatsbürger.

An Gesten der Versöhnung und Verständigung ist wahrlich im deutsch-polnischen Verhältnis kein Mangel. Kein Gedenken an den 1. September 1939, an den Tag des Überfalls auf Polen, an dem nicht führende deutsche Politiker in Polen vertreten sind. Und die der Versöhnung dienenden Initiativen der Bürgergesellschaft sind in ihrer Vielzahl gar nicht zu überblicken: Die zahlreichen Polenseminare deutscher Bildungsstätten und die von ihnen organisierten Studienfahrten nach Polen; die deutsch-polnischen Gesellschaften mit ihren Poleninitiativen; nicht zu vergessen die kirchlichen Gruppen in der DDR, die illegal, gegen das Verbot der kommunistischen Regierung, in Auschwitz und anderen ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagern Sühnezeichen setzten; die deutsch-polnische Schulbuchkommission mit ihren 1976 veröffentlichten Empfehlungen für den Geschichts- und Geographieunterricht in beiden Ländern; dann die vielen Hilfst Transporte während der polnischen Wirtschaftskrise Ende 1970, Anfang 1980; die Unterstützung der „Solidarność“, das Engagement so mancher Vertriebenen beim Wiederaufbau der Kulturgü-

ter in ihrer ehemaligen Heimat. Auch die rund 500 deutsch-polnischen Städtepartnerschaften wären zu nennen. Und was die Kultur betrifft, so dürfte es kein Land geben, in dem die polnische Literatur in Übersetzungen so verbreitet ist wie in Deutschland. Dieses und manches mehr ist ein Beleg für die gegenüber der unheilvollen Vergangenheit gewandelte Einstellung der Deutschen zu Polen.

Wer nach Lücken sucht, findet sie immer

Wer nur nach den deutschen Bewusstseinslücken im Verhältnis zu Polen sucht, der nimmt eine negative Perspektive ein und gelangt zu negativen Ergebnissen. In der Beilage finden sich dazu zahlreiche, zumal von polnischen Autoren angeführte Beispiele. So wird suggeriert, dass die Polen bei Begegnungen von Deutschen immer noch deren Kriegsverbrechen im Kopf haben: „War sein Großvater in der NSDAP?“ Oder, kaum glaubhaft: „In Deutschland haben sie sicher eine besondere Art, mit den an Corona Erkrankten umzugehen. Irgend so ein Lager. Etwa unter Verwendung von Zyklon B?“ Selbst wenn eine derartige Aussage eines Angehörigen der jungen Generation ironisch gemeint sein sollte, entschuldigbar ist sie nicht und schon gar nicht typisch. Unter dem Vorwand, deutsche Bewusstseinslücken aufzuweisen, wird das Gegenteil von Versöhnung, nämlich Deutschenfeindschaft kolportiert.

Dies sind nicht die einzigen Beispiele dieser Art in dieser Beilage des „Tygodnik Powozeczny“. Erwähnt wird eine Fotomontage des Boulevardblattes „Super Express“. Sie erschien 2008 vor dem Länderspiel der polnischen gegen die deutsche Fußballnationalmannschaft, und sie zeigt die abgeschlagenen, blutropfenden Köpfe von Spielführer Michael Ballack und Trainer Joachim Löw.

Selbst ein so bedeutsames Zentrum der Versöhnung wie die Internationale Bildungs- und Begegnungsstätte Krzyżowa/Kreisau für europäische Verständigung wird schlechtgeredet. „Warum wurde nicht Warschau, Wieluń oder Danzig für eine solche Bildungsstätte ausgewählt?“ fragt Nancy Waldmann in ihrem gemeinsam mit Łukasz Grajewski verfassten Beitrag. Weil sich, so ihre Antwort, „die Deutschen in Kreisau selbst davon überzeugen können, dass

deutsche Konservative (wie die Familie Moltke), darunter auch hohe Wehrmachts-offiziere, ungebrochen blieben, und dass nicht deutsche Konservative Europa in den Ruin führten, dass in Deutschland selbst während des Dritten Reiches nicht alles schlecht war.“ Eine solche Beurteilung zeugt von purer Unkenntnis und wird weder dem genius loci James von Moltke und seiner Gattin Freya gerecht, noch den Umständen der Gründungsversammlung des neuen Kreisau in den Junitagen 1989, als in Peking die Demokratiebewegung auf dem Platz des Friedens niedergewalzt wurde und in Polen die halbfreien Wahlen stattfanden, sowie auch nicht der auf ein geeintes Europa ausgerichteten Zielsetzung deutsch-polnischer Verständigung.

Die gleiche negative Missdeutung betrifft den Austausch des liturgischen Friedenswunsches zwischen Bundeskanzler Helmut Kohl und Premier Tadeusz Mazowiecki während der Versöhnungsmesse in Kreisau, fast zeitgleich mit dem Mauerfall in Berlin: „Leider, dieses Bild verfälscht die Sachlage vor 30 Jahren. Das war eine Zeit harter Verhandlungen, die man schwerlich als einen Prozess der Versöhnung bezeichnen kann. Die in diesen Gremien geführten Gespräche hatten nicht viel gemeinsames mit dem täglichen Leben voller Vorurteile.“ Welch ein Missverständnis! Als würden bereits harte Verhandlungen die Versöhnung als solche in Frage stellen und müssten die wechselseitigen Vorurteile in den Köpfen der Deutschen und Polen total ausgeräumt sein, um von Versöhnung sprechen zu können.

Ohne Kohl und Mazowiecki wäre, getragen vom Wunsch nach „Verständigung und Versöhnung“, wie es in der Präambel heißt, der Vertrag „über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit“ kaum zustande gekommen. Am 17. Juni 1991 unterzeichnet, bildet er bis heute die Grundlage unserer beiderseitigen Beziehungen.

Völlig abwegig ist es, wenn in der Beilage die von Versöhnung bestimmte Politik der Vorgängerregierungen von PiS für das lückenhafte deutsche Bewusstsein mitverantwortlich gemacht wird. So würden zwar viele Deutsche eine feste Meinung vom polnischen Antisemitismus besitzen, aber die Helden des polnischen Widerstandes ebenso wenig kennen wie „die Familie Ulmów

und andere Polen, die während der deutschen Okkupation Juden versteckten und dies mit dem Leben bezahlten – das ist nicht nur ein deutsches Versagen, sondern auch das der polnischen liberalen Politik der Versöhnung nach 1989. Erst die Regierung von Recht und Gerechtigkeit nahm sich dieser Gestalten an und begann im Rahmen ihrer Geschichtspolitik deren Biographie zu verbreiten. Ihr Kern ist es, das polnische Martyrium und den polnischen Patriotismus zu promulgieren.“

Was die Helden des polnischen Widerstandes und die Rettung von Juden durch ihre polnischen Mitbürger betrifft, gibt es zahlreiche polnische wissenschaftliche Arbeiten sowie literarische und filmische Zeugnisse, die in Deutschland in der Tat wenig bekannt sind und eine größere Verbreitung und Rezeption verdienen würden. Doch indem Kaczyński und seine Partei das nationale Martyrium zum Kern ihrer Geschichtspolitik machen, verkürzen sie die deutsch-polnischen Beziehungen auf ein Täter-Opfer-Verhältnis und kultivieren damit ihre Deutschfeindlichkeit. Auf diese Weise verabschiedet sich PiS von einer Politik der Versöhnung, was im Übrigen Kaczyński programmatisch gefordert hat, indem er sich mit seiner Geschichtspolitik von einer, wie er sagt, „Politik der Scham“ abgrenzt. Dass diese von den Vorgängerregierungen verfolgte „Politik der Scham“ in einem Prozess nationaler Selbstreinigung eigene Schuldverstrickungen bewusst machte und damit, wenn nicht den Balken, so doch den Splitter aus dem eigenen Auge entfernte, war jedoch auch ein Beitrag zur Versöhnung.

Asymmetrie und Frustration

Grajewski befasst sich auch mit dem „Problem der Asymmetrie in den deutsch-polnischen Beziehungen: „Die Deutschen verbleiben selbst nach 30 Jahren in allen Kategorien auf einem weit höheren Niveau. Einkommen, soziale Programme, bedeutende Firmen, Fußballmannschaften, die Anzahl der Fahrräder auf den Straßen etc. Es lässt sich kaum ein Bereich finden, in dem etwas Polnisches in Bezug zu einem deutschen Äquivalent die Chance hätte zu konkurrieren.“

Das ist eine durchaus passende Beschreibung. Bereits ein Vergleich der Größe des Staatsgebiets und der Bevölkerung zeigt ei-

ne objektiv vorgegebene Asymmetrie. Die lässt sich durch nichts aus der Welt schaffen. Die Frage ist nur, wie man beiderseits der Oder mit diesem Faktum umgeht. Grajewski sieht hier für die Polen vor allem eine Quelle der Frustration. Zu den längst nicht geheilten Wunden des Zweiten Weltkriegs komme die „Enttäuschung über die Posttransformation.“ Denn die polnische Politik sei nach 1989 fast ausschließlich darauf ausgerichtet gewesen, dem deutschen Vorsprung nachzujagen, ohne ihn einholen zu können.

Die Frustration umfasse auch „die Masse der in Deutschland lebenden Polen, die sich blitzartig assimilierten und sich ihrer polnischen Identität entledigten.“ Dabei seien diese Leute häufig in den „allerschlimmsten Arbeitsbereichen“ tätig. „Sie werden oft durch ein Netz von Subunternehmen ausgebeutet und von den Arbeitgebern unwürdig traktiert. Im hohen Maße bleiben sie Bürger zweiter Klasse.“

Das ist eine negative, einseitige und tendenziöse Darstellung. Man kann die Entwicklung Polens in den letzten 30 Jahren durchaus als Erfolgsgeschichte beschreiben. Zu der hat die Bundesrepublik entscheidend beigetragen, die sich im Nachbarschaftsvertrag von 1991 im Übrigen dazu verpflichtet hat. In all den Jahren besaß Polen zudem in der Europäischen Union keinen besseren Fürsprecher als Deutschland.

Und was die in der Bundesrepublik lebenden Polen betrifft, so sind die meisten gut integriert, ohne ihr polnische Identität aufzugeben. Für sie ist keineswegs die sprichwörtliche polnische Putzfrau typisch, denn Polen sind in allen gehobenen Berufen vertreten.

Waldmann und Grajewski kommen zu dem Schluss, dass angesichts der von ihnen dargestellten und interpretierten Asymmetrie „die polnisch-deutschen Beziehungen einen postkolonialen Charakter haben.“ Damit bedienen sie sich eines von PiS-Politikern und PiS nahestehenden Journalisten gebrauchten Terminus, der – wie sie selber schreiben – wissenschaftlich bislang noch nicht abgeklärt ist. Als einzigen Beleg führen sie die an deutschen Universitäten unterpräsenzierte Polonistik an. „Schon allein der Status solcher wissenschaftlichen Bereiche wie die Polonistik in Deutschland verweist auf einen stark post-

kolonialen Charakter.“ Man mag es bedauern, dass die Polonistik in Deutschland gegenüber der Germanistik in Polen weit zurück steht, aber ist das bereits ein Beweis für einen deutschen Postkolonialismus?

Waldmann und Grajewski vermitteln hier die Position der deutschfeindlichen Kaczyński-Partei. „Es scheint, dass die gegenwärtige polnische Regierung die Quellen der aus der Asymmetrie deutsch-polnischer Beziehungen resultierenden Frustration eines gewöhnlichen Polen zutreffend diagnostiziert. Daher der Erfolg des Mottos ‚sich von den Knien erheben‘ sowie die Gewissheit, dass jedes von den öffentlichen und regierungsnahen Medien aufbereitetes Material wirkungsvoll das Gefühl historischer Ungerechtigkeit weckt – und das nicht nur unter dem harten Kern der PiS-Wähler.“

Reparationsforderungen

In Zusammenhang mit der Entscheidung des Bundestags wurde erneut die Forderung nach Reparationen laut. Waldmann fragt: „Reicht das, um die Versäumnisse zu beheben? Muss nicht eine Debatte um Entschädigungen dies begleiten? [...] Die Aufnahme entsprechender Verhandlungen würde bewirken, dass die öffentliche Debatte um die deutschen Verbrechen im besetzten Polen neu belebt und eine große Menschenmenge erreichen würde.“

Dabei weiß die Autorin, und sie äußert dies auch, dass die deutsche Regierung die Frage nach Reparationen für erledigt betrachtet. Polen hat ja, wenngleich auf sowjetischen Druck, bereits 1953 darauf verzichtet. Die PiS-Regierung hält dagegen an Reparationsforderungen fest. Am 11. August 2017 hatte der Abgeordnete Arkadiusz Mularczyk ein Gutachten beantragt, das die rechtlichen Möglichkeiten für Reparationsforderungen gegenüber der Bundesrepublik prüfen und feststellen sollte. Begründet hatte er ihn mit dem Hinweis darauf, dass „wir Polen über viele Jahre mit den Phrasen einer polnisch-deutschen Versöhnung betrogen wurden.“ Man habe, so Mularczyk, gegen Polen „eine rücksichtslose und herzlose Politik der Vermeidung von Entschädigungen“ geführt. Nun sei es endlich an der Zeit, das in der Vergangenheit Versäumte nachzuholen.

Bereits am 05. September des gleichen Jahres legte der wissenschaftliche Dienst des Sejms ein Gutachten vor, das den Anspruch

auf Reparationen bekräftigt und die materiellen Kriegsverluste auf 48,8 Milliarden Dollar beziffert. Zu einem anderen Ergebnis gelangt der wissenschaftliche Dienst des Bundestags, der in seinem Gutachten vom 28. August 2017 unter Hinweis auf die polnische Verzichtserklärung Polens Reparationsforderung zurückweist.

Auch Anna Przybill, Doktorandin der Abteilung für Deutschstudien an der Polnischen Akademie der Wissenschaften (PA), greift in ihrem Beitrag das Reparationsthema auf. Sie zeigt, dass die polnischen Reparationsforderungen bis in das Jahr 2004 zurückreichen und damals eine Reaktion auf die „Preußische Treuhand“ waren, die für die Ostpreußen Entschädigungen für den in ihrer früheren Heimat zurückgelassenen Besitz forderten, ein Anspruch, der von der Regierung unter Gerhard Schröder in keiner Weise befürwortet wurde.

Bezeichnend ist, worauf Przybill verweist, dass polnischerseits die Reparationsforderungen immer dann thematisiert werden, wenn es zu Spannungen mit Berlin und Brüssel kommt. Die Autorin sieht darin eine „innenpolitische Instrumentalisierung“. Anders gesagt, die PiS-Regierung nutzt die Reparationsforderungen als eine deutsch- und unionsfeindliche Waffe, von der sie nach Belieben Gebrauch macht.

Aus der Einsicht, dass Reparationsforderungen nach Lage der Dinge illusorisch sind, schlägt Przybill vor, den Begriff „Reparationen“ durch „Entschädigung“ zu ersetzen, um „die Debatte von der formalrechtlichen auf die politische Ebene zu verlagern.“ Die Mittel, die Polen bislang an Entschädigung erhalten hat, nach einer öffentlich gemachten Berechnung des Breslauer Professors Krzysztof Ruchniewicz immerhin etliche Milliarden €, entsprechen zugebenermaßen in keiner Weise den Kriegsschäden. So hofft Frau Przybill darauf, die deutsche Seite werde noch für eine finanziell-politische Geste gegenüber Polen sorgen. Abgesehen von diesem Wunsch ist es kein guter politischer Stil, wenn die polnische Seite die Entscheidung des Bundestags zur Errichtung einer den polnischen Kriegsoffern gewidmeten Gedächtnisstätte zum Anlass nimmt, die Frage nach Reparationen bzw. Entschädigungen zu thematisieren, bedeutet dies doch, dass sich die Glaubwürdigkeit dieser Entscheidung daran erweisen muss, dass in Berlin der Ruf nach

Reparationen oder weiteren Entschädigungen endlich Gehör findet. Dass im Nachbarschaftsvertrag von 1991 Reparationsforderungen im beiderseitigen Einverständnis ausgeklammert blieben, hatte einen guten Grund. Würde es zu solchen Verhandlungen und wechselseitigen Aufrechnungen kommen, wäre ein Streit vorgeplant, denn neben unterschiedlichen Berechnungen käme wohl – was das Gutachten des Wissenschaftlichen Diensts des Bundestags ausdrücklich vermerkt – der Verlust der ehemals deutschen Ostgebiete als Teil der Entschädigung zur Sprache, was neue Ressentiments wecken und die auf Versöhnung basierenden deutsch-polnischen Beziehungen ernstlich in Frage stellen würde.

Theo Mechtenberg

Die bittere Frucht eines Triumphs

Ein für die polnische Kirche folgenschweres Verfassungsurteil

Der 22. Oktober 2020 markiert ein Datum, das wohl in der Geschichte der polnischen Kirche als tiefgreifende Zäsur seinen Platz finden dürfte. An diesem Tag, der im liturgischen Kalender dem Gedenken des heiligen Papstes Johannes Paul II. gewidmet ist, gab das mit PiS-treuen Richterinnen und Richtern besetzte Verfassungsgericht bekannt, dass die geltende Abtreibungsgesetzgebung nicht verfassungskonform ist und geändert werden muss. Der bislang als legal geltende Schwangerschaftsabbruch bei einer geschädigten Leibesfrucht widerspreche dem in der Verfassung verankerten Lebensschutz und sei per Gesetz zu verbieten. Zur Erinnerung: Im postkommunistischen Polen galt zunächst das liberale Abtreibungsgesetz von 1956 weiter, das bereits aufgrund „widriger Lebensumstände“ einen Schwangerschaftsabbruch erlaubte, was faktisch einer völligen Freigabe der Abtreibung gleich kam. Für Polens Kirche bedeu-

tete dies eine gezielte Demoralisierung der Nation. Sie forderte ein neues Gesetz, das Abtreibungen grundsätzlich untersagt. Doch zu ihrer Enttäuschung fand sie in der katholischen polnischen Nation dafür keine Mehrheit.

Die 1990er Jahre waren stark von der Auseinandersetzung um eine Abtreibungsgesetzgebung bestimmt und mit einem deutlichen Autoritätsverlust der Kirche verbunden. Als 1997 ein Kompromiss gefunden wurde, beruhigte sich die Lage. Das Verfassungsgericht entschied damals, dass ein Schwangerschaftsabbruch wegen „widriger Lebensumstände“ nicht verfassungskonform ist, wohl aber für den Fall, dass die Leibesfrucht schwer geschädigt ist. Doch zufrieden waren mit dieser Lösung weder die Kirche noch die Verfechter einer weitgehenden Legalisierung von Abtreibungen; sie wurde aber um des gesellschaftlichen Friedens willen akzeptiert.

Die für die Kirche negativen Konsequenzen des Verfassungsurteils

Dieser gesellschaftliche Friede ist nun mit dem Verfassungsurteil vom 22. Oktober zutiefst gestört. Ungeachtet dessen sah sich die Kirche endlich am Ziel ihrer Wünsche. Der Vorsitzende der Bischofskonferenz, der Posener Erzbischof Stanisław Gądecki, beeilte sich, noch am gleichen Tag die Entscheidung des Verfassungsgerichts zu begrüßen: „Mit großer Hochachtung nehme ich heute Kenntnis von der Entscheidung des Verfassungsgerichts, das eine eugenetische Abtreibung als mit der Verfassung der Republik für unvereinbar erklärte.“ Überglücklich sagte sein Stellvertreter, der Krakauer Erzbischof Marek Jędraszewski: „Man kann sich schwerlich eine herrlichere Meldung vorstellen. Große Anerkennung gebührt den Verfassungsrichtern für ihren Mut wie für ihren Sachverstand und Dankbarkeit den Initiatoren sowie den Teilnehmern der großen sozialen Bewegung, die für den Schutz der Heiligkeit eines jeden Lebens vom Moment seiner Empfängnis bis zum Augenblick des natürlichen Todes eintraten.“

Doch der Preis ihres Triumphes ist hoch. Zu Zigtausenden gingen die Frauen, und nicht nur sie, aus Protest auf die Straße, und ihr Protest galt nicht nur Jarosław Kaczyński und seiner Partei und Regierung, sondern auch der Kirche. Am 25. Oktober, einem Sonntag, demonstrierten die

Frauen vor und, wenn möglich, auch in den Kirchen unter dem Motto „Ein Wort zum Sonntag“. Als Antwort auf die ausdrückliche Begrüßung der Entscheidung des Verfassungsgerichts durch den Vorsitzenden der Bischofskonferenz wählten sie seine Posener Kathedrale zu einer besonderen Aktion. Ein gutes Dutzend protestierender Frauen mischte sich unter die Gottesdienstbesucher. Nachdem der Priester zur Predigt die Kanzel bestiegen hatte und im Altarraum die liturgische Handlung unterbrochen war, besetzte die Gruppe mit ihren Plakaten den Chorraum. Ein präzedenzloser Vorgang! Die Aufforderung des Priesters, die Kirche zu verlassen, negierten die Frauen. Die Polizei wurde herbeigerufen, und die räumte den Altarraum von den teils passiven Widerstand leistenden Frauen und notierte ihre Personalien.

Es kam zu einer Welle von Kirchenaustritten. Die protestierenden Frauen riefen dazu auf, der Kirche den Rücken zu kehren. Und wer sich zu diesem Schritt bekannte, wurde mit Beifall bedacht. Auf Facebook wurde die Losung verbreitet: „Tritt noch im November aus der Kirche aus.“ In kürzester Zeit kamen 1500 Polinnen und Polen dieser Aufforderung nach. Doch diese Akte der Apostasie waren nicht unbedingt Zeichen eines Abfalls von Gott. Typisch die Äußerung einer der protestierenden Frauen: „Ich verlasse die Kirche als Institution, denn ich will nicht Teil einer Gemeinschaft sein, die uns ins Mittelalter versetzt. Gott verwerfe ich nicht.“

Dass es zu diesen in der Geschichte der polnischen Kirche einmaligen Protesten gekommen ist, darin sieht der Dominikaner Ludwik Wiśniewski „eine nicht von der Hand zu weisende Schuld. Im Kampf um eine heilige Sache besaß für uns das Recht und nicht der Mensch Priorität. Daher bitte ich die Bischöfe, nicht so zu tun, als seien sie unfehlbar und frei von Sünde, sondern sich an die Brust zu schlagen und die Polen für ihr Versagen und ihre Fehler um Verzeihung zu bitten.“¹

Theologie der Nation als vorkonziliaries Staat-Kirche-Modell

Was ist der tiefere Grund für die Versäumnisse und Fehler der Bischöfe, die ja, das

¹ Ludwik Wiśniewski, Człowiek przed prawem (Der Mensch hat Vorrang vor dem Recht), Tygodnik Powszechny v. 16. 11. 2020. S. 38.

sei vorausgesetzt, im guten Glauben handeln? Woraus resultieren sie? Jacek Prusak, Jesuit und Psychotherapeut, sieht ihn in einem vorkonziliaren Modell des Verhältnisses von Staat und Kirche, das von Pater Rydzyk und seinem Medienimperium promulgiert und für die Bischöfe, wenn gleich nicht für alle, Leitvision ihres Handelns ist. Er sagt: „Diese Ekklesiologie basiert auf zwei Pfeilern. Erstens auf der Überzeugung, dass das Wohl der Nation durch die katholische Soziallehre definiert werden muss, denn nur dann ist ein gerechter Staat möglich, und damit es dazu kommt, ist eine enge Zusammenarbeit zwischen Kirche und Staat erforderlich. Zweitens auf dem Prinzip, dass eine lebendige Kirche nicht ohne einen katholischen Staat existieren kann; also muss die Verfassung die Katholiken privilegieren. Wenn du dem nicht beipflichtest, dann bist du ein ‚Liberaler‘ oder ‚Linker‘. Diese Utopie eines Großpolens wurde im Verlauf der jüngsten Proteste entlarvt.“²

Es ist eine spezifische Theologie der Nation, welche diese Ekklesiologie bestimmt. Entworfen wurde sie von Professor Czesław Stanisław Bartnik³, der sein halbes Leben an der Katholischen Universität Lublin (KUL) lehrte. Er beendete 2004 aus Altersgründen seine Lehrtätigkeit, ist aber weiter aktiv. Von 2006-2013 lehrte er an der von Pater Tadeusz Rydzyk gegründeten kirchlichen Hochschule für Sozial- und Medienkultur. Auch sonst ist er ihm als Mitarbeiter von „Radio Maryja“ und der Kirchenzeitung „Nasz Dziennik“ eng verbunden. Wegen seiner Bemühungen um eine „Theologie der Nation“ hat ihm P. Rydzyk den Titel „Prophet der Nation“ verliehen.

Als nach Überwindung des Kommunismus Polens Kirche in den 1990er Jahren erfahren musste, dass sich ihre Moralvorstellungen – wie im Falle der Abtreibungsfrage – in einem pluralistisch-demokratischen Staatswesen nicht einfach in Gesetze umgießen ließen, reagierte Bartnik darauf mit einer die damalige gesellschaftspolitische Auseinandersetzung verzerrenden Äußerung: „Die ganze unbeschreibliche Hoff-

² Jacek Prusak, Czas na ruch (Zeit für Bewegung), aaO., S. 33.

³ Czesław Stanisław Bartnik, Polska Teologia Narodu (Die polnische Theologie der Nation), Towzystwo Naukowe Katolickiego Uniwersytetu Lublińskiego, Lublin 1988.

nung und Freude verfinsterten neue Fehler, Sünden und Kämpfe um Macht und Geld. Mit einem Male kam es zu scharfen Attacken von Juden gegen Polen und die polnische Kirche.“ Entsprechend geißelte er den Protest der Frauen, der sich gegen eine Verschärfung der Abtreibungsgesetzgebung richtet: Er ziele dann darauf ab, „unser polnisches Haus nicht nur materiell, sondern auch geistig, moralisch und religiös zu zerstören.“ Derlei Aussagen belegen eine nationalistische Grundeinstellung von Bartnik und lassen seine Konzeption einer „polnischen Theologie der Nation“ gleichsam als Gegenentwurf zu der nach der politischen Wende geschaffenen III. Republik eines freien und demokratischen Polens erscheinen.

Bartniks „Theologie der Nation“ ist ein Konstrukt der Überhöhung der polnischen Nation als höchste Form kollektiver Existenz. Daraus resultiert, dass sich das Individuum, wolle es sich als Mensch voll entfalten, mit der Nation identifizieren muss. „Das Individuum ist eine in der Nation, dank der Nation und durch die Nation lebende Person.“ Verweigert es sich dieser nationalen Forderung wie „Kosmopoliten und Liberale“, denen Bartnik einen Mangel an Nationalbewusstsein und Patriotismus unterstellt, dann erweist es sich als Feind der Nation und Verächter wahren Menschseins.

Diese „Theologie der Nation“ dient in Wahrheit ideologischen Zwecken, um Forderungen der Kirche durch eine nationalistische Politik durchzusetzen. Sie ist somit nichts anderes als eine Ideologie im Dienste politischer Macht. Zudem bildet sie die Grundlage für die enge Beziehung der Kirche zur PiS-Partei samt ihrer Regierung. Parteichef Kaczyński ist von ihr tief überzeugt und hat dies immer wieder zum Ausdruck gebracht, etwa indem er fordert, auch ein nichtgläubiger katholischer Pole solle am Gottesdienst teilnehmen, weil die Katholizität zur Identität eines Polen gehöre; oder wenn er meint, die Verwerfung des durch die Kirche repräsentierten „moralischen Depositum“ sei „Nihilismus“. „Diese Attacke kann Polen zerstören. Sie kann zu einem Triumph der Kräfte führen, deren Macht im Grunde die Geschichte der polnischen Nation beendet, so wie wir sie bislang kannten.“ Prusak glaubt, Kaczyński gehe es im Grunde um „die Wiedererweckung einer ‚vor-

konziliaren Leiche‘ in Form eines Bekenntnisstaats, in dem die Seele der Nation untrennbar mit dem Leib der Kirche verbunden ist.“ Die protestierenden Frauen haben genau dies begriffen, denn einer ihrer häufigen Slogans lautet „Kirche ist PiS“. Die praktische Konsequenz dieses Modells besteht darin, dass der Staat zum weltlichen Arm der Kirche wird, wofür die Art und Weise, wie auf langjähriges Drängen der Kirche das Verfassungsurteil zustande kam, den Beweis liefert. Andererseits profitiert PiS von der Unterstützung durch die Kirche, wie dies beispielsweise die Wahlanalysen belegen.

Die Frage ist allerdings, wie lange noch dieses Modell die Geschicke Polens bestimmt. Nicht ausgeschlossen, dass sich der 22. Oktober als entscheidende, das Ende dieses Modells herbeiführende Zäsur erweist. Ihm wird, wie die Wucht der Frauenproteste zeigt, zunehmend die gesellschaftliche Basis entzogen, die auch im katholischen Polen mit fortschreitender Säkularisierung und weltanschaulicher Pluralität schwindet. Dies zeigen Umfragen unmittelbar nach Bekanntgabe des Verfassungsurteils. Danach hat PiS erheblich an Zustimmung eingebüßt, so dass, würden zum jetzigen Zeitpunkt Wahlen stattfinden, die Vereinigte Rechte keine Mehrheit besäße.

Ein Ausweg aus der Krise?

Allein schon die Erfahrung, dass nach weitgehendem Verlust der Jugend nun auch die Frauen der Kirche verloren gehen, sollte das Krisenbewusstsein in Polens Kirche schärfen. Voraussetzung, dass überhaupt ein Ausweg aus der Krise gefunden wird, wäre eine entschiedene Absage an ihre „Theologie der Nation“ sowie an das aus ihr resultierende Verhältnis zur politischen Macht. Konkret geht es um eine Neubesinnung bezüglich ihres gesellschaftlichen Auftrags. Vielleicht hilft die Erinnerung daran, dass die Kirche zu kommunistischen Zeiten ein Raum gesellschaftlicher Freiheit war und als solche empfunden wurde; und dass sie in der Umbruchphase 1989/90 so viel Vertrauen besaß, dass sie als Moderatorin von den Konfliktparteien akzeptiert wurde, während sie heute mit PiS gemeinsam Partei ist. Vollzieht Polens Kirche indes keinen einer Bekehrung gleichkommenden Mentalitätswandel und hält sie an ihrer bisherigen Strategie fest,

droht ihr wohl eine zunehmende gesellschaftliche Isolierung und Gettoisierung.

Forderung nach einem alternativen kirchlichen Handeln

Pater Wiśniewski zeigt am Beispiel der Abtreibungsproblematik, wie ein solcher Mentalitätswandel und das aus ihm resultierende Handeln aussehen kann. Er glaubt, dass die Verabschiedung eines äußerst restriktiven Abtreibungsgesetzes das Problem nicht löst – zumindest nicht im Geiste Jesu: „Man muss schon ein engstirniger Doktrinär sein, um der Auffassung zu sein, dass ein gesetzliches Gebot oder Verbot die Gesellschaft heilt und Achtung vor Ungebohrenen lehrt. Ein so übereiltes Verbot, das Widerspruch weckt, kann nur der hehren Sache schaden und dazu noch die Menschen der Kirche, die ein solches Gesetz forciert, entfremden.“

Wiśniewski bedauert zudem, dass das Verfassungsurteil ohne jedes Verständnis für die betroffenen Frauen gefällt wurde. Er zitiert das an die Pharisäer gerichtete Jesuswort, wonach sie Menschen Lasten aufbürden, ohne selbst mit dem Finger daran zu rühren. (Lk 11, 45f.) Und er kommentiert es mit den Worten: „Der Mensch ist vor dem Recht. Wir verkünden Grundsätze und Prinzipien, aber wir sehen nicht die konkreten Menschen und ihre Belastungen. Das ist das heutige, grundsätzliche polnische und kirchliche Problem – unsere Lehre ist leeres Gerede.“

Welche Last Frauen und ihre Familien auf sich nehmen, die sich für die Geburt einer geschädigten Leibesfrucht entscheiden, davon haben jene, die ein solches Gesetz fordern und beschließen, kaum eine Vorstellung. Schlimmer noch: Die soziale Unterstützung der Frauen und Familien mit behinderten Kindern ist minimal. Wiśniewski hatte daher vor einiger Zeit den Vorschlag gemacht, mit den Geldern, welche die Priester bei ihren traditionellen weihnachtlichen Hausbesuchen in den Pfarreien erhalten, einen Fonds zu gründen, um diese Familien zu unterstützen. Ein Bischof reagierte empört: Was ihm wohl einfallen, diese Gelder zu verteilen! Nur ein emeritierter Bischof äußerte sich positiv, alle anderen schwiegen. Aus der Sache wurde nichts. Dabei wäre sie ein Beispiel für den so dringend notwendigen Mentalitätswandel der polnischen Kirche.

Ein Altarraum als Politbühne

Am 17. Januar berichtete die „Gazeta Wyborcza“ von einem Aufsehen erregenden Vorfall als Beispiel für die Symbiose von Thron und Altar in Zeiten der PiS-Regierung. Zum 8. Jahrestag des Todes seiner Mutter hatte Parteichef Jarosław Kaczyński mit anderen Politikern seiner Partei an einem Gottesdienst teilgenommen. So weit, so gut. Das Ende der Messfeier wurde vom staatlichen Fernsehen TVP übertragen. Auf diese Weise bekamen die Fernsehzuschauer zu hören, was Kaczyński unmittelbar nach dem Schlussegens zu sagen hatte. Nach Würdigung seiner Mutter an ihrem Geburtsort dieses Gottesdienstes holte er zum Rundumschlag gegen alle vermeintlichen Feinde der Kirche und der Nation aus:

„Zum ersten Mal spreche ich hier, an diesem Ort, im Inneren der Kirche. Und dies, weil dort draußen jene stehen, die der allerschlimmsten Sache dienen, der Vernichtung der Kirche, der Vernichtung der Nation. Das ist etwas, das uns stets vor Augen stehen muss, dessen wir uns bewusst sein müssen. Aber wir müssen auch den ganz starken Willen haben, uns dem zu widersetzen, damit wir in diesem Kampf um die polnische Identität, um all das, was uns im öffentlichen Leben lieb und teuer ist, den Sieg davontragen.“

Kaczyński beließ es nicht bei diesen mehr allgemeinen Aussagen. Er griff die Vorgängerregierungen direkt an, wobei er auf einen Film verwies, der einen vermeintlichen Korruptionsfall zum Thema hat, in den Donald Tusk und seine Familie angeblich verwickelt sein sollen, und der vor einer Woche im staatlichen Fernsehen ausgestrahlt worden war. Angesichts der gegen Kaczyński erhobenen Korruptionsvorwürfe, die allerdings von den PiS-treuen Gerichten nicht verfolgt wurden, ist dies geradezu ein Musterbeispiel an Verlogenheit: „Diesen Film zu verstehen, mag nicht leicht sein, besonders nicht für jene, die über keine näheren Kenntnisse verfügen. Aber er zeigt äußerst zutreffend, worauf in diesen Jahrzehnten in Bezug auf Polen der Regierungsmechanismus beruhte, der letztlich, so hoffe ich, 2015 ein für alle Mal sein Ende fand.“

Dieser skandalöse Auftritt des Chefs von „Recht und Gerechtigkeit“ blieb nicht ohne Widerspruch. Roman Giertych, der einer

namhaften katholischen Familie entstammt und als Anwalt PiS-unliebsame Persönlichkeiten verteidigt, wobei er selbst schmerzliche Erfahrungen mit Kaczyńskis Sicherheitsapparat machen musste, wandte sich in einem offenen Brief an den Vorsitzenden der Bischofskonferenz, den Posener Erzbischof Stanisław Gądecki: „Gestern zeigte das staatliche Fernsehen TVP den Auftritt Jarosław Kaczyńskis, des Chefs der Partei „Recht und Gerechtigkeit“, der im Rahmen der Heiligen Messe vom Altarraum aus „seine politischen Gegner beleidigte und für eine verlogene Produktion von TVP Reklame machte. Sie betrifft einen Film, der den guten Namen von Donald Tusk, den seiner Familie und den einer Reihe anderer Personen verunglimpft, indem man ihnen eine verbrecherische Tätigkeit unterstellt, die nicht einmal die zu diesem Zweck berufene Untersuchungskommission zu beweisen vermochte. Dieser Auftritt sowie das Einverständnis der kirchlich Verantwortlichen für diese beleidigende Propaganda des Chefs einer politischen Partei vom Altar aus, stellt eine weitere Grenzüberschreitung des Servilismus gegenüber den Regierenden dar. Er steht zudem in einem deutlichen Widerspruch zu den Prinzipien der katholischen Kirche, die ein solches Verhalten verbietet. In Zusammenhang mit dem Gesagten habe ich an Sie als Erzbischof die Frage: Ist die Kirche in Polen noch Teil der Katholischen Kirche oder wurde sie zu einer Art Nationalkirche, die gemäß eigenen Grundätze handelt?“

Giertych erinnerte zudem den Erzbischof an den in jüngster Zeit zu verzeichnenden „drastischen Rückgang des Vertrauens der Polen zur Kirche. Während Ihrer Karenzzeit betrug dieser Rückgang fast 25 Prozentpunkte und ist damit die größte Vertrauenskrise der Nation zur Kirche in der Geschichte unseres Vaterlandes. Ursache dieser Krise ist das für jeden sichtbare Bündnis zwischen der katholischen Hierarchie in Polen und der Regierungspartei „Recht und Gerechtigkeit“, wie es in der gegenseitigen Unterstützung, der Finanzierung, der Propaganda und der beiderseitigen Schützenhilfe zum Ausdruck kommt. Dieses Bündnis ist für die Kirche, die von zynischen Operateuren auf einfache Weise missbraucht wird, verheerend. Darauf nicht zu reagieren, ist ein Verbrechen.“

Theo Mechtenberg

Pater Tadeusz Rydzyk – Bedeutung, Rhetorik, Strategie

Würde man danach fragen, wer im Verlauf der postkommunistischen Jahrzehnte in der polnischen Kirche die größten Leistungen aufzuweisen hat, dann fiel die Wahl ohne Frage auf den Redemptoristenpater Tadeusz Rydzyk. Schon aus rein weltlicher Sicht erscheint er als ein bedeutsamer Investor und Unternehmer. Nach Radio Maryja, seiner ersten Gründung, mit der die katholische Stimme jedes Haus erreichen sollte, folgten der Fernsehsender Trwam, eine Kirchenzeitung sowie ein Zentrum zur Ausbildung von Journalisten. Und mit der großräumigen Kirche zur seligen Jungfrau Maria, Stern der Neuevangelisation und des heiligen Johannes Paul II., hat sich P. Rydzyk an seinem Toruner Stammsitz ein ganz besonderes Denkmal errichtet. In dieser Kirche fand denn auch am 5. Dezember 2020 im Gedenken an die Gründung von Radio Maryja vor 29 Jahren eine Eucharistiefeier statt, an der etliche Bischöfe und Politiker aus den Reihen der regierenden Kaczyński-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) teilnahmen.

Auch der religiöse und politische Einfluss von P. Rydzyk ist beträchtlich. Kein Geringerer als Staatspräsident Andrzej Duda brachte dies in seinem Brief aus Anlass der Gedenkfeier zum Ausdruck, indem er dessen Wirken und Werk mit dem „Wunder an der Weichsel“ verglich, wo am 15. August 1920, am Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, der Vorstoß der bolschewistischen Truppen gestoppt und, nach polnischer Lesart, ganz Westeuropa vor der roten Flut gerettet wurde. Duda betonte, dass „vor fast drei Jahrzehnten ein Unternehmen von gewaltigem Einfluss auf den Lauf der Dinge in Polen gegründet wurde, ein Einfluss auf die polnische soziale, kulturelle und geistige Wirklichkeit.“ Die Ausstrahlungen des Senders verweisen „auf Werte, die das Fundament westlicher Zivilisation bilden und dazu über 1000 Jahren den Kern polnischer Identität. Dabei ist es von größter Wichtigkeit, dass es im Wirrwarr

der modernen Welt nicht an Lügen, Manipulation und falschen Verheißungen mangelt. Die Wahrheit und das freie Wort stehen dem als Botschaft entgegen. In dieser Überzeugung erfüllt Radio Maryja seinen sozialen Dienst.“ Und weiter: „Radio Maryja erweckte in Millionen von Polen das Bewusstsein, Subjekt zu sein, Souverän und Herr im eigenen Land. Dank Radio Maryja gewann die Stimme des gläubigen Volkes, der Treue zu den traditionellen Werten, eine so große Bedeutung in der öffentlichen Debatte. [...] Dies betrifft jene, die nicht zu Wort kamen, denn sie fühlten sich übergangen und marginalisiert. Häufig erlebten sie die Bitternis der Einsamkeit und Verlassenheit, denn sie sahen keine Chance auf positive Veränderungen. Es ist das große Verdienst von Radio Maryja, sie an die Hand zu nehmen, ihre Würde zu wahren, ihnen mit Respekt und Empathie zu begegnen.“

Elemente eines volkskirchlichen Katholizismus

Eine Analyse der von P. Rydzyk benutzten Sprachmuster zeigt eine Verknüpfung unterschiedlicher Elemente. Geschickt werden Aussagen, die in keiner Weise mit der Lehre der Kirche übereinstimmen, mit biblischen Zitaten und einzelnen, aus päpstlichen Verlautbarungen herausgegriffenen Sätzen vermischt. Auf diese Weise werden die Hörer getäuscht, so dass sie glauben, es mit einer wahrhaft katholischen, allgemein geltenden Botschaft zu tun zu haben.

Kennzeichnend für das Medienimperium von P. Rydzyk ist zudem die Betonung des volkskirchlichen Charakters des polnischen Katholizismus. Hier orientiert sich P. Rydzyk an Kardinal Stefan Wyszyński, den bedeutenden Primas Polens im Kampf gegen die kommunistische Ideologie und Herrschaft. Dabei bediente sich der Primas mit Erfolg volkskirchlicher Formen. Mit einer neunjährigen Novene bereitete er die Gläubigen auf die Feier des Millenniums im Jahr 1966 vor. Eine Kopie des Gnadenbildes der Schwarzen Madonna zog von Pfarrei zu Pfarrei und wurde wie die Königin Polens empfangen. Und das Volk gelobte der Kirche und dem Vaterland die Treue. Mit Bedacht achtete er darauf, dass in jenen Jahren keine reformfreudigen Ansätze des zeitgleich in Rom tagenden Konzils nach Polen drangen. Außer der Liturgiere-

form wurden denn auch wenige theologische und pastorale Anstöße des Zweiten Vatikanums in Polen verwirklicht. Wyszyński ging es darum, die Unvereinbarkeit des Kommunismus mit der Tradition und Identität der polnischen Nation unter Beweis zu stellen und ihn damit als eine drohende Gefahr zu erweisen.

Auch P. Rydzyk pflegt die volkskirchlichen Formen, vom täglichen Rosenkranzgebet bis zu eigens organisierten Wallfahrten. Und er beschwört immer wieder die der Kirche und der Nation drohenden Gefahren. Es ist nicht mehr der auch dank der Kirche 1989 überwundene Kommunismus, es sind die westlichen Einflüsse, Liberalismus, Gender und LGBT, ein „Neomarxismus“, wie man glaubt.

Abgesehen davon, dass sich die von Kardinal Wyszyński benutzten Sprachmuster schwerlich auf die heute gänzlich andere Situation sinnvoll übertragen lassen, gibt es einen bedeutsamen Unterschied.

Wyszyński kämpfte gegen ein von Kommunisten regiertes System, P. Rydzyk dagegen weiß sich im Einklang mit Kaczyński samt seiner Partei und Regierung. Und das zum gegenseitigen Nutzen. Die Masse an Polen, die durch sein Medienimperium beeinflusst wird, bildet für PiS ein sicheres Elektorat. Wer Radio Maryja hört, der wählt PiS. Und die Kaczyński-Regierung zeigt sich erkenntlich. Selbst in Coronazeiten wird P. Rydzyk mit Millionenbeträgen unterstützt.

Würde sich P. Rydzyk mit seinem Team auf die Pflege volkskirchlicher Traditionen beschränken, dann wäre jegliche Kritik unberechtigt. Denn die religiös geprägte polnische Dorfkultur stellt, wo sie heute noch funktioniert, einen Wert dar, den es zu schätzen gilt. Wer in sie hineingeboren wird, der ist in der Dorfgemeinschaft gut integriert. Vom Brauchtum, vielerlei Ritualen und Festen begleitet verläuft sein Lebensweg von der Geburt bis zum Tod im Rhythmus des Kirchenjahrs, und das gibt dem Leben Sinn.

Doch damit begnügt sich P. Ryszyk nicht. Er instrumentalisiert die volkskirchlichen Traditionen zu politischen Zwecken und erweist sich damit, wie dies ein Leserbriefschreiber des „Tygodnik Powszechny“ nannte, als deren „Kolonisator“. So greift er auf bestimmte in der volkskirchlichen Tradition enthaltene Elemente zurück, löst sie aus ihrem Kontext, verallgemeinert sie

und verleiht ihnen damit eine neue Bedeutung und andere Zielrichtung. Dies gilt etwa für die in der bäuerlichen Gesellschaft tief verwurzelte Judenfeindschaft. Sie resultiert aus einer unreflektierten Bibellektüre, die zumal in der Passionsgeschichte mit dem Ruf „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ (Mt 27, 26) in früheren dörflichen Passionsspielen seinen Ausdruck fand. Zudem bildet die Judenfeindschaft einen Bestandteil der dörflichen Literatur des 19. Jahrhunderts. In ihr begegnet der Jude vornehmlich als Verwalter polnischer Gutsherren, der in dieser Eigenschaft die Bauern unterdrückt oder ihnen als Schankwirt das Geld aus der Tasche zieht. P. Rydzyk und seine Redakteure aktualisieren diese traditionelle Judenfeindschaft und verschärfen sie zu einem Antisemitismus, der sich gegen jüdische Forderungen nach Rückerstattung ihres während des Holocaust okkupierten Eigentums richtet wie auch gegen Historiker, welche die Schuldverstrickung von Polen in die Judenvernichtung während des Zweiten Weltkriegs belegen. Erst kürzlich wurde ein von Radio Maryja begrüßter Prozess gegen zwei polnisch-jüdische Historiker geführt, die in ihrem umfangreichen Werk „Dalej jest noc“ (Weiterhin ist Nacht) derartige Fälle dokumentieren. Sie hatten es lediglich versäumt, durch eine Fußnote eine Ungenauigkeit im Text zu klären, was auf die Gesamtaussage des Werks ohne Einfluss war. Doch durch den Prozess und die Verurteilung der beiden Autoren konnte man ihre Wissenschaftlichkeit diskreditieren und von den Verbrechen der an Juden schuldig gewordenen Polen ablenken.

Eine ähnliche Instrumentalisierung betrifft die Distanz der Dorfkultur allem Fremden gegenüber und die ihr eigene tiefe Heimatverbundenheit. So wird die traditionelle Fremdenskepsis zu einer ausgeprägten, vornehmlich gegen Flüchtlinge und Deutsche gerichtete Fremdenfeindlichkeit und die Heimatverbundenheit zu einem sich gegenüber der Europäischen Union deutlich abgrenzenden Nationalismus.

Kultivierung einer ständigen Gefährdung

Mit dem von P. Rydzyk propagierten Nationalismus verbindet sich die Behauptung einer permanenten Bedrohung von Kirche und Nation. Finstere Mächte seien am

Werk, um Kirche und Nation zu vernichten. Auch hier zeigt sich die Übereinstimmung mit der Rhetorik von Kaczyński und seiner Partei und Regierung. Ihr zufolge sind diese „finsternen Mächte“ vor allem die unabhängigen Medien, die Kaczyński mit seinem jüngsten Plan unter Hinweis auf die durch die Pandemie bedingten hohen Staatsausgaben durch eine auf Reklameeinkünfte zu erhebende „Solidaritätssteuer“ entscheidend schwächen und am liebsten vom Markt verbannen möchte.

Die unabhängigen Medien haben in der Vergangenheit immer wieder politische und kirchliche Skandale aufgedeckt. Ihre Journalisten und Filmemacher brachten auf diese Weise das ganze Ausmaß der von Priestern verübten sexuelle Verbrechen an Minderjährigen ans Licht samt ihrer Vertuschung durch etliche Bischöfe. Doch P. Rydzyk sieht in der Beschuldigung solcher Bischöfe nichts weiter als einen kirchenfeindlichen Akt. Für ihn sind sie geradezu „Märtyrer“. Und mit ihnen stellt er sich in eine Reihe. Denn angefeindet wird ja auch er. An den bei der Gedenkfeier am 5. Dezember des Vorjahres anwesenden Justizminister und Generalstaatsanwalt Ziobro gewandt, sagte er: „Schauen Sie, was sie alles über mich schreiben und reden. Herr Justizminister, wäre ich schuldig, dann müssten Sie mich einsperren, dann würde ich bereits sitzen – nach all dem, was sie von sich geben. Achten wir daher auf das, was sie sagen. Und geben wir ihnen nicht nach. Geben wir ihnen nicht nach. Auch nicht in der Kirche.“

Sebastian Duda, der sich seit Jahren mit Sprache und Strategie des Toruner Redemptoristen befasst, kommentiert: „Lautet dies nicht wie die Aufforderung, für die ‚heiligen Festungsverteidiger‘ unter der Führung eines charismatischen, von ‚finsternen Mächten‘ als schuldig verurteilten Priesters einzustehen? Lange Zeit übte P. Rydzyk unbegrenzt seine Position entsprechend einer solchen Autopräsentation aus. Bis zu dieser Stunde war für ihn die Abwehr jeder Art von ‚Attacke auf die Kirche‘ von Nutzen. Konnte dies anders sein nach den Filmen der Brüder Sekielski oder während der Zeit der Straßendemonstrationen gegen das Urteil des Verfassungsgerichts zur Abtreibung, als sich in aller Deutlichkeit das Ausmaß an Entchristlichung jener jungen Polinnen und Polen zeigte? P. Ryd-

zyk wusste sehr wohl, dass alles beim Alten blieb, und daher wandte er sich mit dem für ihn typischen Appell an seine Anhängerschaft: „Katholiken, gebe wir nicht nach, wenn sie damit beginnen, gegen irgendwelche Priester die Trommel zu rühren, wenn sie irgend ein Filmchen fabrizieren – und alle zittern.“⁴

Sebastian Duda verdeutlicht mit seinem Kommentar ganz, komme, was kommen mag, auf die Verteidigung der Kirche ausgerichtete Strategie von P. Rydzyk. Und die erfordert einen entschlossenen Kampf gegen alle ihre inneren und äußeren „Feinde“, die Skandale aufdecken und bewusst machen. Es ist dies die Mentalität eines in sich geschlossenen Kirchenverständnisses im Gegensatz zu einem offenen Katholizismus, der sich der durch Skandale heraufbeschworenen Situation stellt und sich um eine Selbstreinigung der Kirche bemüht.

P. Rydzyk – doch nicht sakrosankt?

Nach dieser Devise hat P. Rydzyk jahrelang gehandelt. Er hat Bischöfe verteidigt, die schuldig waren wie der Posener Erzbischof Paetz, der Seminaristen zu sexuellen Handlungen genötigt hat und nach langwierigen Bemühungen sein Amt aufgeben musste. Oder sein Eintreten für Bischof Wielgus, der am 7. Januar 2007 feierlich in sein Amt als Warschauer Erzbischof eingeführt werden sollte, doch eine Stunde vor Beginn der Zeremonie wurde sie wegen seiner Verstrickung in die Machenschaften des Geheimdienstes abgesagt. Dessen ungeachtet tritt P. Rydzyk für alle in die Kritik geratenen Bischöfe ein: „Wir verteidigen euch vor jeglicher Beschuldigung und wenn nötig, werdet ihr für uns zu Märtyrern; und wir kümmern uns um jene Verfolger, die gegen euch vorgehen, und sagen ihnen den Kampf an.“

Entsprechend äußerte er sich denn auch während der besagten Gedenkfeier, auf der er öffentlich für den Kalischer Bischof Janiak eintrat, der von seinem Amt zurücktreten musste, weil er das sexuelle Verbrechen eines Priesters an einem Minderjährigen jahrelang vertuscht hatte. Im Einzelnen sagte er: „Bischof Janiak ist ein moderner Märtyrer. Dazu gemacht haben

ihn die Medien. Halten wir stand, wir Katholiken! [...] Und wenn ein Priester gesündigt hat, nun dann sündigte er eben. Wer hat denn keine Versuchung?“

Diese Äußerung hatte Aufsehen erregt, und diesmal nicht nur bei denen, die P. Rydzyk mit leichter Hand als Feinde der Kirche abzustempeln pflegt. Sowohl die Bischofskonferenz als auch der Warschauer Nuntius sahen in den Aussagen von P. Rydzyk keine Verteidigung der Kirche, sondern im Gegenteil einen Loyalitätsverstoß und eine weitere Verschärfung der durch die zahlreichen Missbrauchsfälle bedingten Krise der Kirche.

Selbst eine „Richtigstellung“ durch den Sprecher der Redemptoristen reichte nicht, um diese Sache aus der Welt zu schaffen. P. Rydzyk musste sich erstmals persönlich entschuldigen: „Die Sünde eines sexuellen Missbrauchs Minderjähriger ist ein Verbrechen, das entsprechend den Richtlinien der Kirche und dem Procedere des Zivilrechts geahndet werden muss. [...] Ich liebe die Kirche und habe in keiner Weise die Absicht, das sie belastende Drama von Sünde und Verbrechen der Pädophilie zu leugnen. Dabei denke ich vor allem an die Opfer dieser Täter, denn es handelt sich schließlich um Kinder der Kirche. [...] Ich bin mir bewusst, dass meine spontan geäußerten Worte anders verstanden wurden und viele Personen schmerzlich berührt haben. Ich entschuldige mich, dass es dazu kam. Das war nicht meine Absicht.“

Abgesehen davon, dass seine Aussage und die mit ihr verbundene Absicht keineswegs missverständlich sind, fällt die für P. Rydzyk gänzlich ungewohnte Sprache dieser „Entschuldigung“ auf, so dass die Vermutung nahe liegt, dass P. Rydzyk dieser Text vorformuliert und zur Unterschrift vorgelegt wurde.

Dieser präzedenzlose Vorfall zeigt jedenfalls, dass innerhalb der polnischen Kirche die Einsicht wächst, dass die von P. Rydzyk und seinem Medienimperium verbreitete Rhetorik und Strategie angesichts der krisenhaften Situation zunehmend kontraproduktiv wirkt. Sie vermögen es in keiner Weise, die gegenwärtigen Krisenphänomene zu bewältigen und tragen nur dazu bei, die in der Kirche bestehende Spaltung weiter zu vertiefen.

⁴ Sebastian Duda, *Nosil wilk razy kilka* (Frei übersetzt: Wer die Beute packt, der wird am Ende selbst zur Beute), *Tygodnik Powszechny*. 17. 01. 2021, S. 40.

Ein merkwürdiges Ultimatum in Polen

Als sich herausstellte, dass drei seiner Firmlinge am Protest der Frauen gegen die Entscheidung des Verfassungsgerichts zum Abtreibungsverbot teilgenommen hatten, verlangte der Pfarrer von ihnen einen schriftlichen Widerruf, ohne den sie zur Firmung nicht zugelassen würden. Folgenden Text legte er, ohne mit ihnen gesprochen zu haben, zur Unterschrift vor:

Ich, der/die unten unterzeichnende Kandidat/Kandidatin für das Sakrament Christlicher Reife beteuere vor dem im Allerheiligsten Sakrament gegenwärtigen Christus, dass ich den sog. Streik der Frauen nicht unterstütze: nicht die mit den Inhalten und Grundsätzen unseres katholischen Glaubens im Widerspruch stehenden Postulate und Forderungen. Auf sie verweisen die auf meinem Facebook-Konto über längere Zeit vorhandenen Materialien des Streiks der Frauen wie auch meine persönlichen Fotos. Ich habe obige Inhalte bereits auf meinem Konto gelöscht oder tue dies bis zum ... Ich bitte Gott um Vergebung für meine unvernünftigen Handlungen und erbitte die Hilfe des Heiligen Geistes, damit ich ein tapferer Zeuge und Apostel Christi, meines Herrn, werde.

Artur Sporniak, in Tygodnik Powszechny (Allgemeine Wochenzeitung) für Glaubensfragen zuständig, kommentiert:

Ich rate den drei Leuten: überreicht dem Pfarrer eine Erklärung, mit der ihr begründet, wie ihr im Einklang mit unserem Glauben eine Unterstützung des Streiks der Frauen versteht. Doch nicht allein darum ist es wert zu kämpfen, sondern auch um eure Reife, vor allem – um das Bewusstsein der Würde.

(Recherche und Übersetzung: Th. M.)

Kölner Wirren Anno 2021

Anstatt die aus der Tagespresse sattsam bekannten Vorgänge hier nochmals zusammenfassend zu reportieren, dokumentieren wir im Folgenden den Gemeindebrief Nr. 2/2021 (vom 7. Februar) von Sankt Peter Köln. Wir danken dem Pfarrer P. Stephan

Ch. Keller SJ für das ausdrückliche imprimi potest.

Empfehlend weisen wir noch auf folgende weitere Quellen hin:

- Stellungnahme des Diözesanrates zur aktuellen Lage: Die Auseinandersetzungen zwischen der katholischen Kirche und dem preußischen Staat in dessen Westprovinzen im deutschen Vormärz sind in die Geschichte als „Kölner Ereignis“ oder „Kölner Wirren“ eingegangen. Sie kulminierten in der Verhaftung des Erzbischofs von Köln. Die gegenwärtigen Auseinandersetzungen in Köln, diesmal innerkatholisch zwischen großen Teilen des Kirchenvolks und der Hierarchie, haben die Chance, als Kölner Wirren 2.0 in die Kirchengeschichte einzugehen und zum Rücktritt eines Erzbischofs und Kardinals zu führen.

Stellungnahme_Umgang_MissbrauchVVBeschlüsse_210128 (dioezesanrat.de)

- Norbert Lüdecke, Woelki-Gate oder Kurien-Gate?

(<http://theosalon.blogspot.com/2021/02/woelki-gate-oder-kurien-gate.html#more>)

(Werner Müller)

Sankt Peter Köln Kirche der Jesuiten_Kunst-Station_Rubens-Kirche-Gemeindebrief vom 7. Febr. 2021

Liebe Gemeinde,

so geht es nicht weiter!

Mit der Kirche darf es so auch nicht weitergehen. Sie erfüllt in diesen Tagen in Köln nicht ihren Auftrag. Anstatt das Evangelium zu verkünden, ist sie mit sich selbst beschäftigt und verliert, weil sie Verbrechen in ihrer Mitte nicht anerkennt, was sie am meisten braucht: Vertrauen. Auf tragisch-dramatische Weise findet die Kölner Kirche seit elf Jahren keinen glaubwürdigen Weg, den systemischen Machtmissbrauch in ihrer Mitte anzuerkennen – „nichts geahnt“. Indem versucht wird, die Institution zu schützen, missachten die Kirchenverantwortlichen die Wahrheit, die allein frei machen könnte. So verlieren wir die Menschen. Gerade in Tagen der Verunsicherung durch eine Pandemie, in der die klassischen Stärken der Seelsorge – wie Orientierung und Ermutigung – so dringend benötigt würden, wird im Erzbistum Köln in einem beispiellosen Prozess zögerlicher Verweigerung von Transparenz das Grundkapital jeglicher kirchlichen Arbeit verspielt: Glaubwürdigkeit.

Weil das Vertrauen gleichsam im Wochenrhythmus von medialer Enthüllung und interner Verschwiegenheit oder unhaltbaren Äußerungen erschüttert wird, ist die Rede von Augenhöhe, Beteiligung und Transparenz zur Leerformel geworden. Bis dato ist offiziell jenseits misslungener Umschuldungsversuche kaum ein Wille zu unumwundener Anerkennung von Fehlverhalten und Vertuschung spürbar. Von Bußgesinnung, die dem Evangelium entspräche, oder Umkehr (das hieße Veränderung!) ganz zu schweigen...

Bei geltender Unschuldsvermutung wird die Zeit bis zum 18. März 2021 zunehmend belastend, zumal niemand weiß, welche Anwaltskanzlei dann anstelle des Bischofs die Bühne betritt.

Hier kann es kein „weiter so“ geben. Die Kirchenverantwortlichen in Köln haben seit 2010 das Signal der „kopernikanischen Wende“ nicht hören und nicht verstehen wollen: Opfer zuerst!

In Köln geht es in dem defensiv-ängstlichen Taktieren immer noch nur um die Kirche. Das Selbstverständnis großer Teile der Kölner Hierarchie verharret vermeintlich rechtgläubig in einem autoritären Machtgestus und vormodernen Kirchenbild. Das wird auf Gemeindeebene nur noch als völlig abgehoben (disconnected) wahrgenommen. Das öffentliche Leitungshandeln der Bistumsspitze in den letzten Monaten (Umgang mit dem anwaltlichen Gutachten beziehungsweise dem Betroffenenbeirat, Strafandrohung beziehungsweise Rücknahme derselben gegenüber der KHG und einem Pfarrer, bis hin zur Verhinderung und Verunglimpfung medialer Aufklärungsarbeit – inklusive eines nicht hinnehmbaren Nazivergleichs...) offenbart den Untergang einer Ära.

Ein in Köln Jahrzehnte gepflegtes System, das in orthodoxer Kirchlichkeit selbstgerecht jeglichen Diskurs ausgrenzt oder verweigert, ist nicht mehr Kirche nach den Standards des II. Vaticanum. ... Es ist deshalb auch kein Zufall, dass die schärfste Kritik am sicher verbesserungswürdigen „Synodalen Weg“ aus dem Bistum kommt, in dem nicht wirklich nach Formen synodaler Beratung und Beteiligung gesucht wird. Der Kölner Kirchenkurs erscheint nicht nur weltfremd, sondern er ist kirchenfremd. ...

Mit allen Einschränkungen und Schwierigkeiten (er-)leben wir Kirche an Sankt Peter

anders. Die vorurteilsfreie Offenheit für die Kultur(en) der Gegenwart vermittelt zuweilen durch ihre Fremdprophetie dem Glaubensleben an der Kunst-Station neue Relevanz. Auf der Grundlage von Schrift und Tradition und in ignatianisch-jesuitischer Spiritualität manifestiert sich ein Wandel zu einer christuszentrierten und christenzentrierten Kirche in Absetzung von einer priesterzentrierten Hierarchie. Solche Ansätze machen Mut, auch im 21. Jahrhundert auf der Höhe der Zeit, verantwortlich Kirche zu sein, die dem klerikalen Ghetto entflieht und innovativ Räume der Subsidiarität und Freiheit eröffnet. Wenn das altkirchliche Axiom gilt, dass Kirche da ist, wo der Bischof ist, dann hat die Gemeinde von Sankt Peter nicht das Empfinden, dass wir uns von der Kirche entfernen. Der Erzbischof fehlt. Nicht die Kritiker oder die Gemeinde sind in die Irre gegangen, sondern die Kölner Kirchenleitung ist dabei, die Kirche zu verraten und das Volk Gottes, sofern es nicht schon gegangen ist, zu verlassen.

Unter keinen Umständen darf es so weitergehen. Um des Evangeliums willen muss Verantwortung übernommen werden, vom Erzbischof, aber auch von der Ortskirche – nach Möglichkeit schon vor dem 18. März. Durchaus im Geist und der Tradition des ersten Jesuiten in Köln, dem hl. Petrus Canisius (1521 – 1597), soll Sankt Peter mit dem künstlerischen Profil ein innovativer Ort glaubwürdiger Pastoral in Köln sein. ... Die Kirche braucht eine klar umschriebene Begrenzung „klerikaler“ Macht und Machtverzicht.

Wegen erwiesener Unfähigkeit zur Selbstreform erbitten wir für das Erzbistum eine externe Begutachtung. Diese Prüfung sollte dringend über eine Apostolische Visitation von Bischöfen – wie Maria 2.0 sie fordert – hinausgehen: Es müssen Laien und Betroffene des entsetzlichen Missbrauchs mit in die Verantwortung.

Petrus Canisius sprach zu seiner Zeit von der schwer zu ertragenden kirchlichen Schlafmützigkeit („dormitania episcoporum“) und kritisierte unumwunden den damaligen Kölner Erzbischof und einen reformunwilligen bzw. – unfähigen Kirchenkurs. „Ayudar las almas – Menschen zu helfen“ (Ignatius), ist ... der konkrete Auftrag der Kölner Kunst-Station Sankt Peter auch in der aktuellen Krise. Seelsorge aus geistlicher Erfahrung begründet die Frei-

heit und Gebundenheit jesuitischer Kirchlichkeit, die aus Loyalität in Freimut auch Kritik übt. Darauf sollen sich die Menschen und die Kirche von Köln verlassen dürfen.

Ihr Pater,

angesichts der Dringlichkeit der Situation namentlich zusammen mit allen in den verantwortlichen Gemeindegremien (Pfarrgemeinderat, Vermögensverwaltung, Kunst und Musik) [es folgen 15 Namen]

Hans Langendörfer

Hans Langendörfer SJ (69) war fast 25 Jahre lang Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz. In dieser Zeit hat er die Entwicklung der katholischen Kirche in Deutschland hautnah erlebt – und vier recht unterschiedliche Vorsitzende. Anfang des Jahres ging er in den Ruhestand. In *Christ in der Gegenwart* 4/2021 zieht er Bilanz – mit bemerkenswert offenen Worten. Einige davon seien hier dokumentiert: *Gegenwärtig werden oft fast apokalyptische Bilder vom drohenden Niedergang und einer Selbstabschaffung der Kirche an die Wand geworfen, Misstrauen und Argwohn prägen den Umgang miteinander, leider auch Bereitschaft zur Intrige. Ich habe solche Spannungen nachhaltig erlebt und neige inzwischen dazu, sie als unüberwindbar einzuschätzen... Eine oft unerbittliche Aufgeregtheit und Empörungsbereitschaft auf allen Seiten erschweren es, das Ziel zu erreichen. Das stimmt für einzelne kirchliche Gruppierungen und Strömungen aber auch für die Bischofskonferenz.*

Zur Bewältigung der gegenwärtigen Kirchenkrise (Austrittszahlen, Missbrauchsfälle, Misstrauen gegenüber der Kirche und ihren Repräsentanten...), die „auf allen Seiten eine weit verbreitete Demotivation und vereinzelt auch Defätismus“ mit sich bringe: *Ich erkenne keinen Masterplan und würde mich hüten, wohlfeile Konzepte zu verkünden. Es ist alles zu komplex ...*

Langendörfer nennt jedoch drei Elemente:

- *Professionalität des kirchlichen Handelns und Diskursoffenheit des Redens*
- *Selbstbewusstes festhalten an Prioritäten, die aus dem Glauben erwachsen*
- *Stärkung der kirchlich gebundenen Glaubens- und Persönlichkeitsstärke und der Integrität der Einzelnen.*

Über diese „Essentials“ wäre sicher im Einzelnen zu diskutieren. Man kann nur hoffen, dass dies beim *Synodalen Weg* geschieht.

Interessant ist auch Langendörfers Charakterisierung der vier Vorsitzenden, die er erlebt hat:

Lehmann – *der Professor alten Schlags auf dem Bischofsstuhl, ein badischer Liberaler, überzeugter Römer seit Studienzeiten und Meister menschlicher Nähe*

Zollitsch – *der redliche, hingebungsvolle Brückenbauer, selbstbewusster Vertreter Freiburger Traditionen und Krisengeschüttelter der ersten Stunde*

Marx – *ostwestfälische Eiche in Bayern und Rom, unüberhörbar präsent und vitaler Impulsgeber mit Herz*

Bätzing – *Realist mit Herz, unerschrockener Optimist und entscheidungsstarker Vormann der ‚jungen‘ Bischöfe.*

Personen - Fakten - Trends

Der Schweizer Pastoraltheologe **Leo Karrer** ist am 8. Januar 2021 im Alter von 83 Jahren in Bern verstorben. – Er wurde in Röschenz bei Basel geboren und ist im Aargau aufgewachsen. Nach der Matura an der Klosterschule Einsiedeln studierte er Theologie, Philosophie und Psychologie in Wien, Chicago, München und Münster. 1967 wurde er in Dogmatik an der Universität München promoviert. Er war wissenschaftlicher Assistent von Karl Rahner und Mentor der in Münster studierenden Laientheologen. Von 1982 bis 2008 war er Professor für Pastoraltheologie an der Universität Freiburg (Schweiz), er hat diese theologische Disziplin als Wissenschaft stark geprägt und war europaweit bekannt als Förderer der Laientheologen. Sein Buch „Die Stunde der Laien“ wurde zu einem Standardwerk. Seine Abschiedsvorlesung 2008 trug den Titel „Auch im Winter wächst das Brot“ – ein Plädoyer gegen Mutlosigkeit und Resignation in der Kirche. Leo Karrer war Abonnent von *imprimatur*. R.I.P.

Die Sozialwissenschaftlerin **Jutta Allmendinger** (64) ist am 20. Januar 2021 von Papst Franziskus in die Päpstliche Akademie der Sozialwissenschaften berufen worden. Die prominente Wissenschaftlerin, die 1987 an der Harvard University promoviert wurde und seit 2003 große Forschungseinrichtungen leitet, seit 2007 als Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, stammt aus einer protestantischen Familie und gehört der evangelischen Kirche an. Nach eigener Aussage steht sie der katholischen Kirche „unbefangen“ gegenüber. Dass die Vertreterin eines sehr modernen Frauen- und Familienbildes in die Päpstliche Akademie berufen wurde, hat für Aufsehen gesorgt, bei manchen vielleicht auch für Besorgnis. Allmendinger hat in einem Interview mit KNA (31.1.2021) erklärt, es wäre überhöht zu glauben, dass sie allein mit ihrer Expertise und ihrem Rat in der Kirche etwas ändern könne. Aber: „Mir gefällt die Offenheit, die ich bei Papst Franziskus spüre ... Noch sind es nur erste Schritte (sc. hin zu mehr Modernität in gesellschaftlichen Fragen). Für die katholische Kirche wäre es in meinen Augen sehr wichtig, dass ihnen auch tatsächliche Veränderungen folgen“. Jutta Allmendinger, die zahlreiche Mitgliedschaften in vielen hochrangigen Gremien vorzuweisen hat, scheint mit der *Pontificia Academia Scientiarum* erstmals Mitglied in einem katholischen Gremium zu sein; dazu könnte ein Abonnement von *imprimatur* gewiss nützlich sein. (Wir werden uns erlauben, wenn der Kassenwart einverstanden ist, ihr ein kostenloses Probeheft zuzustellen).

Armin Laschet (60), seit 22. Januar 2021 neuer Vorsitzender der CDU, ist – wie seine Mitbewerber um den Parteivorsitz – römisch-katholisch. Der in Aachen geborene Sohn eines Bergmanns macht aus seiner rheinisch-katholischen Herkunft keinen Hehl. Als Jugendlicher war er Messdiener und Gruppenleiter in seiner Pfarrgemeinde, sein Abitur legte er am Bischöflichen Pius-Gymnasium an, seine Frau Susanne lernte er im Kinder- und Jugendchor seiner Pfarrei kennen. Nach dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in München und Bonn, mit Erstem juristischen Staatsexamen 1987, und ersten beruflichen Stationen beim Fernsehen wurde er 1991 Chefredakteur der Kirchenzeitung seines Heimatbis-

tums Aachen. Als er über einen zu Gefängnishaft verurteilten pädophilen Pfarrer berichtete, und dass dessen fatale Neigung seinen Vorgesetzten hätte bekannt sein müssen, wurde er vom damaligen Generalvikar gemäßregelt. 1995 – 99 war er Leiter und Geschäftsführer des bistumseigenen Einhard-Verlags, ehe er in die Politik ging. Dort stieg er 2017 zum Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen auf. Zwei Monate vor dem entscheidenden CDU-Parteitag hatte Laschet zum zweiten Mal binnen zweier Jahre eine Privataudienz bei Papst Franziskus. - Alles zusammengenommen, könnte man auch hier sagen: Katholischer geht's kaum mehr! (siehe „Der neue katholische US-Präsident...“, S. 3 in diesem Heft). (Quellen: Armin Laschet: *Mein Leben* (Memento vom 27. November 2020 im *Internet Archive*); SZ 12.11.2020, Paulinus 31.1.2021: Katholik, Jurist, Journalist).

Der frühere Benediktiner **Anselm Bilgri** ist Dezember 2020 aus der römisch-katholischen Kirche aus- und in die alt-katholische Kirche eingetreten. Als Mönch war Bilgri seit 1994 Prior und Wirtschaftsleiter in dem der Abtei St. Bonifaz in München angeschlossenen Kloster Andechs. Dies hat er zu einem auch ökonomisch erfolgreichen Zentrum geformt. 2004 erklärte er seinen Austritt aus dem Orden wegen Differenzen mit dem neuen Abt Johannes Eckert – der entgegen allgemeiner Erwartung statt seiner gewählt worden war – und wegen „einer zunehmenden Entfremdung vom Gemeinschaftsleben unseres Klosters“. Seine Bitte um Inkardination in die Erzdiözese München-Freising, um weiterhin als katholischer Priester wirken zu können, wurde nicht stattgegeben. Seit seinem Ordensaustritt ist Bilgri als Unternehmensberater, Vortragsredner und Autor tätig. Seinen Kirchenaustritt begründete er mit den Worten: „Ich glaube nicht mehr an den aufrichtigen Reformwillen“. Er kritisierte auch Papst Franziskus und die Bischöfe, sie hätten keinen Mut, zukunftsweisende Schritte zu gehen. (Quellen: Paulinus 10.1.2021; <https://anselm-bilgri.de/zurperson>, abger. 22.2.21)

Vermehrte Abmeldungen vom Religionsunterricht

Im November 2020 haben sich allein in Warschau weit über 2 000 Schülerinnen und Schüler vom Religionsunterricht ab-

gemeldet. Dies ist Zeichen eines sich zunehmend beschleunigenden Säkularisierungsprozesses. Belegt wird diese Entwicklung auch durch andere Phänomene wie ein drastischer Rückgang der sonntäglichen Gottesdienstbesucher und der Priesterberufe sowie eine negative Einstellung zur Hierarchie bei den meisten Polen.

Rechnet man diese Entwicklung hoch, dann würden, wie Analysten schreiben, in acht Jahren die Kirchen ähnlich leer sein wie in den westlichen Ländern.

Als konkreten Grund für diesen Schub an Abmeldungen vom Religionsunterricht, der kein Pflichtfach ist, gilt das von der Kirche begrüßte, jüngst gefällte Urteil des Verfassungsgerichts, das die geltende Abtreibungsgesetzgebung für nicht verfassungskonform erklärt und den Schwangerschaftsabbruch einer geschädigten Leibesfrucht aus Gründen des Lebensschutzes untersagt. Polen erlebte daraufhin Proteste der Frauen, und nicht allein von ihnen, wie es sie in Polen nach 1989 nicht gegeben hat. Auch viele Jugendliche schlossen sich ihnen an.

Doch dies ist nicht der einzige Grund. Seit Jahren steht der schulische Religionsunterricht in der Kritik. Viele Katholiken wünschen sich statt seiner eine enge Bindung der Katechese an die Pfarreien. Kritik erfahren auch die Religionslehrer, ob Priester oder Nonnen, denen es häufig an der nötigen Qualifikation mangelt.

Trotz alledem wird Polens Kirche am schulischen Unterricht festhalten, und dies nicht zuletzt deswegen, weil die Priester dafür vom Staat bezahlt werden und sie selbst dadurch finanziell entlastet wird. Es gibt im Übrigen Bestrebungen, die Abmeldung vom Religionsunterricht zu erschweren. Statt der durch die Abmeldung gewonnenen Freistunden, sollen künftig die Schülerinnen und Schüler verpflichtet werden, am Ethikunterricht teilzunehmen. Doch auch hier mangelt es an qualifizierten Lehrkräften. (Th. M.)

Gehäufte Selbstmordfälle unter polnischen Priestern

Seit einiger Zeit häufen sich die Selbstmorde unter polnischen Priestern. Sie wecken das Interesse von Journalisten, die sie im Einzelnen belegen und versuchen, zu ihrer Aufklärung beizutragen. Am Ende stehen aber auch sie zumeist vor einem Rätsel. Dazu einige Beispiele:

Ein in der Gemeinde geschätzter Vikar liebte es, mit seinem Motorrad in die Natur hinauszufahren. Eines Tages findet man ihn erhängt im Pfarrhaus.

Seine Mutter, eine Witwe in ärmlichen Verhältnissen, erhält vom Pfarrer telefonisch die lakonische Mitteilung: „Ihr Sohn feierte die heilige Messe, empfing die Kommunion und ging dann heim zum Herrn.“ Nichts weiter. Kein Priester suchte sie auf; die Kurie meldete sich nicht bei ihr; niemand, der seitens der Kirche Trost und Hilfe angeboten hätte. Um ihren Priestersohn bestatten zu können, musste sie sich das dazu nötige Geld leihen.

Über den Selbstmord eines anderen Priesters verweigern die Angehörigen, die Schwester Nonne, der Onkel Pfarrer, jede Auskunft. Doch Kollegen des Toten berichten, er sei von seinem Pfarrer systematisch gemobbt worden, weil er sich geweigert habe, bei den traditionellen weihnachtlichen Hausbesuchen von armen Familien Geld zu nehmen. Noch am Tag seines Selbstmords habe er ihm untersagt, mit der Pfarrjugend in das lange geplante Ferienlager zu fahren.

Ein Pfarrer steuert seinen Wagen mit 1,35 Promille Alkohol im Blut gegen eine Mauer, bleibt aber unverletzt. Drei Tage später, an seinem Namenstag, warten die geladenen Gäste vergeblich auf sein Erscheinen. Die Vikare finden ihn erhängt im Bad.

Es gibt Selbstmorde aus Scham nach Aufdeckung persönlicher Schuld. So der Suizid eines in der Gemeinde beliebten, doch heimlich pädophilen Priesters, der nach Jahren von seinem Opfer angeklagt wurde, sich auf dem Grab seiner Eltern mit Terpentingieß übergoss und im Feuer endete.

Zwei Brüder, der eine Jesuit, der andere Dominikaner, erhängten sich, jeder mit seiner Krawatte, im Abstand von einem Jahr. Beide standen kurz davor, ihre Orden zu verlassen.

Gewiss, all das sind Einzelfälle, aber sie summieren sich. So gab es im Laufe von sechs Jahren in der Diözese Kalisz acht Selbstmorde von Priestern, in der Diözese Tarnów waren es in kürzester Zeit ein gutes Dutzend.

Ein Priester, der sich selbst lange Zeit mit dem Gedanken getragen hat, aus dem Leben zu scheiden, sieht den Grund, sich das Leben zu nehmen, vor allem in der Einsamkeit der Dorfpriester. Außer Messelesen und Beicht hören sei da wenig zu tun, seit-

dem die Katechese zunehmend von Ordensschwwestern und Laien übernommen werde. Auch finde man niemanden, mit dem man über seine Probleme reden könne. So erfahre man das Leben als sinnlos, funktioniere aber nach außen weiter wie gewohnt. Und im Zustand der Depression greife man dann zum Strick.

Die meisten Selbstmorde von Priestern sind in der besonders stark religiös geprägten Region des Karpatenvorlands zu verzeichnen. Die Menschen dort haben dafür eine einfache Erklärung: Das ist ein Werk des Teufels. „Er umschleicht die Kirche und nimmt uns die Priester. Vor unserem Pfarrer nahm er drei, nach ihm noch vier“ – so die Aussage eines Gemeindeglieds.

Doch warum begehen ausgerechnet dort, wo es die meisten Priesterberufe gibt, so viele Priester Selbstmord? Jacek Prusak, Jesuit und Psychotherapeut, meint, dass die Priester dort unter einem besonders starken sozialen und psychischen Druck stehen. Einerseits erfreuen sie sich eines außergewöhnlich hohen Ansehens, andererseits können sie diesem Ideal nicht entsprechen. Sie werden wie Heilige behandelt, als solche, die keine Schwächen, keine Fehler, keine Probleme haben. Haben sie aber und sehen sich daher genötigt, sie vor den Gläubigen zu verbergen. Allein schon das Bewusstsein, ihre Vorgesetzten, die Gemeindeglieder, die Familie könnten von ihren Fehlern und ihrem Versagen erfahren, treibe sie in den Selbstmord.

Typisch ist in diesem Zusammenhang folgender Fall: Ein Vikar hatte eine Romanze mit einer verheirateten Lehrerin. Ihr Mann intervenierte bei dessen Pfarrer, und der versprach, bei der Kurie seine Versetzung zu beantragen, um auf diese Weise die Verbindung zu lösen. Unmittelbar nachdem der Pfarrer seinem Vikar dies mitgeteilt hatte, erhängte er sich in seinem Zimmer. Noch ist nicht erkennbar, wie Polens Bischöfe künftig mit den sich häufenden Selbstmorden ihrer Priester verfahren wollen. Eine sie erfassende Statistik gibt es bislang nicht. Auch keine offizielle kirchliche Untersuchung von derlei Fällen. Daher ist man auf Vermutungen angewiesen und sieht die Hauptursache in der Depression. Doch warum erkranken so relativ viele polnische Priester psychisch? Sind es Probleme mit dem Zölibat, Konflikte mit ihren Vorgesetzten, die erfahrene Einsamkeit, schlechte Arbeitsbedingungen, Überlas-

tung, der soziale Druck, Glaubenschwierigkeiten? All das kann zu einer Depression führen, die mit einem Suizid endet. Um dem entgegenzuwirken, wäre es erforderlich, dass die betroffenen Priester Hilfe erfahren. Sie müsste angeboten, aber auch in Anspruch genommen werden. Dies setzt voraus, dass die betroffenen Priester Verständnis finden und nicht als stigmatisiert gelten. Die gängige Praxis der Bischöfe, solchen Priestern gut zuzureden und sie lediglich zu versetzen, reicht jedenfalls nicht. Noch scheint Polens Kirche nicht bereit oder nicht in der Lage, die Suizide ihrer Priester in der Weise ernst zu nehmen, dass sie mit ihrer Tabuisierung bricht, für Transparenz sorgt und Möglichkeiten der Prävention und Heilung schafft. (Th. M.)

Reinhard Kardinal Marx (67), der Erzbischof von München – Freising, hat eine gemeinnützige Stiftung namens *Spes et Salus* (Hoffnung und Heil) gegründet, um kirchlichen Missbrauchsopfern einen weiteren Weg zu Heilung und Versöhnung zu eröffnen. Sie soll nicht einfach wieder etwas *für* diese tun, sondern *mit* ihnen zusammen; sie sollen über das inhaltliche Programm partnerschaftlich mitentscheiden. Marx wurde bei seiner Initiative von dem Jesuiten Hans Zollner und dem früheren Münchner Generalvikar Peter Beer vom Kinderschutzzentrum der Päpstlichen Universität Gregoriana (CCP) beraten. Das Stiftungsvermögen beträgt eine halbe Million Euro, wofür er „den allergrößten Teil“ seines Privatvermögens eingesetzt habe. Anlässlich der Stiftungsgründung sagt Marx: „Das System Kirche als Ganzes ist hier schuldig geworden“. Missbrauch habe systemische Ursachen und Folgen. Die Gründung hat in der Öffentlichkeit sofort die Frage ausgelöst, woher ein Bischof so viel Vermögen habe. In einem Interview mit der Süddeutschen Zeitung vom 15.12.2020 antwortete Marx sehr transparent: Als Institutsdirektor, Professor und dann Bischof habe er ganz gut verdient, seine aktuelle Besoldungsgruppe ist B 10 – die Bundeskanzlerin hat auch nur das 5/3-fache von B 11 (Anm. d. Red.) - , er habe keine teuren Hobbys („ab und zu muss eine Zigarre drin sein“) und relativ niedrige Lebenshaltungskosten. Andererseits ist das Vermögen der Stiftung, die unter dem Dach der Sr. Korbinian-Stiftung des Erzbistums

eingrichtet ist, nicht besonders hoch. Der Stifter hofft auf Zustiftungen.

(Quellen: FAZ 5.12.2020; Trierischer Volksfreund 7.12.20; SZ 17.12.20: „Wieso hat der so viel Geld?“)

In Bezug auf das in der Tat höchst sensible und interessante Thema Kirche und Geld ist zu vermelden, dass erstmals in der Geschichte des Vatikans ein hochrangiger Mitarbeiter des Kirchenstaats, der ehemalige Präsident der Vatikanbank (Istituto per le Opere di Religione – IOR), Angelo Calaio (81), zu einer Haftstrafe von fast 9 Jahren und Schadensersatz verurteilt wurde. Calaio soll zusammen mit seinem inzwischen verstorbenen Generaldirektor Lelio Scaletti und seinem Rechtsanwalt Gabriele Liuzzi (97) den Vatikan um mindestens 34 Millionen Euro, von den verschwundenen 59 Mio., betrogen haben. Der Anwalt wurde zu derselben Haftstrafe verurteilt. Der zeitweilige deutsche Vatikanbank-Präsident Ernst von Freyberg hatte 2014 Untersuchungen in Gang gebracht, die in Zusammenarbeit mit den italienischen Behörden, nun zu Urteilen in erster Instanz führten. Betroffen davon ist auch der Sohn des Rechtsanwalts, Lamberto Liuzzi (55), der wegen Geldwäsche verurteilt wurde. Die Verurteilten kündigten Berufung an. Damit ist das letzte Kapitel in der langen Reihe von Finanzskandalen im Vatikan, die mit Erzbischof Paul Marcinkus (+ 2006) in den 1980er Jahren begannen und mit dem Rücktritt von Giovanni Angelo Becciu (72) von allen Ämtern und dem Kardinalat im September 2020 ihr vorletztes Kapitel hatten, offenbar noch längst nicht abgeschlossen.

(Quellen: FAZ 23.1.2021; <https://www.vaticannews.va/en/vatican-city/news/2021-01/ior>)

„*Der Tod ist nicht kostenlos*“ überschrieb die FAZ vom 18. Januar 2020 einen Überblick über den tiefgreifenden Wandel in der Bestattungsbranche. In Zeiten, wo täglich die Zahl der Corona-Toten gemeldet werden, interessieren aber weniger die Bestattungskosten – sie bilden hier nur den Anknüpfungspunkt – sondern die statistischen Zahlen selbst.

Um die Frage zu beantworten, ob COVID-19 zu einer sog. Übersterblichkeit führt, hat das Statistische Bundesamt eine Sonderauswertung vorgenommen. Das Ergebnis ist kurzgefasst: Im April 2020 lagen die

Sterbefallzahlen deutlich über dem Durchschnitt der Vorjahre, im August waren sie im Zuge einer Hitzewelle wieder erhöht, ab der zweiten Oktoberhälfte gab es einen weiteren auffälligen Anstieg über den Durchschnitt hinaus, Höchststände gab es kurz vor dem Jahreswechsel 2020/21, sowohl die Zahl der COVID-19-Todesfälle als auch die Differenz zum Durchschnitt der Vorjahre bei den Gesamtzahlen gehen seitdem wieder zurück.

Zur Einordnung dieser Zahlen ist es gut zu wissen: Im Durchschnitt sterben in Deutschland jedes Jahr zwischen 800 000 und knapp einer Million Menschen; in 2020 waren es nach einer ersten vorläufigen Schätzung „mindestens 980 000“ Sterbefälle. Laut RKI beträgt aktuell die absolute Zahl der Corona-Toten über 68 000 (Stand 23. Febr.), laut WHO weltweit über 2,47 Millionen.

In unserem Zusammenhang vielleicht auch wichtig ist zum einen der lang anhaltende Trend zur Feuerbestattung: „Nur noch jeder vierte Tote wird in einem Sarg beerdigt, die große Mehrheit der Leichname wird verbrannt und kommt in einer Urne in die Erde“. Zum anderen der Rückgang der kirchlich begleiteten Bestattungen: Im Jahr 2018 wurden nur noch 53,3 % der Verstorbenen kirchlich bestattet, vor 20 Jahren waren es noch 75,5 %. Die FAZ fasst den Trend zusammen: „weniger Särge, weniger Kirche“.

(Quelle: FAZ 18.1.2021; RKI - Coronavirus SARS-CoV-2 - COVID-19: Fallzahlen in Deutschland und weltweit).

Schuld sind immer die anderen

Erzbischof **Stanisław Gądecki**, der Vorsitzende der polnischen Bischofskonferenz, machte in einem Interview mit der kirchlichen Nachrichtenagentur für den deutlichen Rückgang der Religiosität westliche Einflüsse verantwortlich. Diese hätten nach dem Ende des Kommunismus und mit dem Beginn der Demokratie in Polen dazu geführt, sich ausschließlich nach irdischen Zielen zu sehnen.

Auch für den Vertrauensschwund der Hierarchie sieht der Posener Metropolit keinen innerkirchlichen Grund, ebenso wenig wie für den sexuellen Missbrauch Minderjähriger. Mit keinem Wort erwähnte er die Verbrechen von Priestern und die systematische Vertuschung der Skandale. Schuld seien vielmehr die moderne Kultur und der

angebliche Verfall der Moralthologie. Die Kirche sei die einzige Institution, die ein System zum Schutz von Minderjährigen eingeführt hat.

Die „Allgemeine Wochenzeitung“ kommentiert: „Die Aussagen des Posener Metropoliten sind durchdrungen von einer negativen Einstellung zu allem, was nicht kirchlich ist. In ihnen findet sich keine kritische Selbstreflektion zu den dunklen Seiten der kirchlichen Institution. Wenn die Worte des Vorsitzenden für die Mehrheit der Bischöfe repräsentativ sind, dann spricht das für keine gute Zukunft der Kirche in Polen“ (TP v. 31.01.2021, 10 / Th.M.).

Die Fürstin, der Wallfahrtsdirektor und der „Trump der katholischen Kirche“

Gloria von Thurn und Taxis, die – neuerdings besonders für ihren ganz festen Gottesglauben - berühmte "Fürstin" äußerte sich dazu in einem Interview mit der "Augsburger Allgemeinen" (23.01.21). Anlass war das Erscheinen eines Sammelbandes ihrer Publikationen aus 40 Jahren ("Ungeschminkt", Prestel Verlag). In dem Doppelinterview über „Drogen, Untreue und Gott“ war auch ihr Mitbewohner (seit 2018) auf Schloss Emmeram (Regensburg) mit von der Partie, Wilhelm Imkamp. Er war "Wallfahrtsdirektor" im bayerisch-schwäbischen Wallfahrtsort Maria Vesperbild, ein Ort, der für eine besonders konservative Gemeinschaft von Gläubigen anziehend ist.

Wie es scheint, sind fast alle Amtsträger, zu denen "die Fürstin" öffentlich Kontakt pflegt, einer bestimmten kircheninternen Richtung zuzuordnen, die man nicht unbedingt als offen, tolerant oder gar liberal bezeichnen dürfte: z.B. Benedikt XVI., Erzbischof Georg Gänswein, Kardinal Gerhard Ludwig Müller, Bischof Rudolf Voderholzer. Und auch Imkamp, der Wallfahrtsdirektor, gehört dazu.

Letzterer behauptete im besagten Interview, dass "die Fürstin als intellektueller Gesprächspartner ernst genommen wird" – was aber aus dem Interview jedenfalls nicht hervorgeht. Was sie liefert, ist ein Glaubensbekenntnis, immerhin. Sie beteuert, sie sei nur Gott "wirklich treu", jedenfalls versuche sie es: "Ohne Glauben wäre ich verloren." Gefragt, ob sie ein "schlechtes Umweltgewissen" in Anbetracht ihrer vielen Flugreisen habe, antwortet sie: "Nein, eher nicht, denn Naturereignisse wie ein Vulkanausbruch setzen ungleich mehr

Kohlendioxid frei als alle Schiffe und Flugzeuge zusammen."

Und Imkamp springt ihr bei: Viele Bischöfe seien mehr in der Luft als Gloria. Sie gehöre ja auch gar nicht zum "Jetset". Der Wallfahrtsmeister weiß genau: „Zur Grundausstattung des echten Jetssets gehört mindestens ein mittelgroßes Privatflugzeug.“ Allerdings, das muss man der „Fürstin“ lassen, Angst hat sie schon: "Ich habe Angst vor der Hölle und dem Fegefeuer. Ich habe Angst vor der selbstzerstörerischen Kraft des Menschen."

Apropos "selbstzerstörerische Kraft": Da fiel einem spontan Donald Trump ein. Die „Fürstin“ hat zu der Zeit, als dieser noch US-Präsident war, Kardinal Müller (GLM) einmal als den "Trump der katholischen Kirche" bezeichnet. Ob sie nach den Ereignissen am Dreikönigstag in Washington immer noch so reden würde?

Und doch hat sie mit dieser Bezeichnung GLMs einen wahren Kern getroffen. Denn der Kirchenmann hat sich im letzten Jahr zum Wahlkampf in den USA wiederholt geäußert und dabei klar gegen Joe Biden Stellung genommen, immer mit dem Argument, dieser sei für Straffreiheit bei Abtreibung und deshalb für Christen nicht wählbar. Ähnlich und teilweise noch schärfer äußerten sich zahlreiche katholische Würdenträger in den USA, etwa Kardinal Burke und Erzbischof Viganò (laut dem Jesuiten James Martin, in: Christ & Welt Nr. 4/2021).

Wie diese beiden hat sich GLM wiederholt öffentlich gegen Papst Franziskus gestellt. Das ist an sich nicht verwerflich, wohl aber verwunderlich, wenn konservative Amtsträger gerne das Unfehlbarkeitsdogma und die Gehorsamspflicht dem Papst gegenüber immer dann betonen, wenn es zur eigenen Auffassung passt ...

In einem Interview mit der italienischen Tageszeitung "La Repubblica" vom 23.10.2020 ging GLM streng mit Franziskus ins Gericht. Dessen Äußerungen zu homosexuellen Partnerschaften stünden im Widerspruch zur "parola di Dio". Offensichtlich glaubt GLM genau zu wissen, was das Wort Gottes immer und überall bedeutet. Passend dazu, dass er im selben Interview den wegen Geldmissbrauchs nicht nur verdächtigten, sondern von der Faktenlage schon überführten Kardinalskollegen Becciu nicht bloß in Schutz nimmt, sondern zugleich Franziskus beschuldigt, er -

habe ihn geradezu erniedrigt ("una cosa umiliante"). Zum Schluss des Interviews unterstellt GLM noch einmal Joe Biden, er sei "pro l'aborto, eutanasia", ebenso wie für den Handel mit Organen getöteter Embryonen. Das könnte auch von einer Twitter-Nachricht Donald Trumps stammen. Wie gesagt, so unrecht hatte "die Fürstin" also doch nicht. (GT / WM)

Das besondere Buch:

Werner Müller

„Siehst du, wie im hohen Schnee der weiße Soracte steht“.

Ein neuer, besonderer INARAH-Band ist erschienen

Inârah, das Institut zur Erforschung der frühen Islamgeschichte und des Koran, hat einen weiteren, wiederum sehr stattlichen Sammelband von 866 Seiten mit unterschiedlichen Beiträgen von Islamwissenschaftlern aus aller Welt veröffentlicht:

Markus Groß / Robert M. Kerr (Hgg.), Die Entstehung einer Weltreligion VI. Vom umayyadischen Christentum zum abbasidischen Islam, Berlin 2021, Verlag Schiler und Mücke (= Inârah Bd. 10, Nova Series).

Dieser Band weist zunächst einige formale Besonderheiten auf, was die Bezeichnung als „Nova series“ rechtfertigt. Ein (Mit)Herausgeber hat gewechselt: An die Stelle von Karl-Heinz Ohlig – der bekanntlich auch die Redaktion von Imprimatur leitet – ist aus Altersgründen Dr. Robert M. Kerr (Brüssel) getreten. Er hat nun zusammen mit dem bisherigen (Mit)Herausgeber Prof. Dr. Markus Groß diesen Sammelband besorgt. Im Vorwort verdeutlichen sie, welche schwierige Aufgaben und immense Arbeit mit der Veröffentlichung der Forschungsarbeiten dieser internationalen und interdisziplinären Forschergruppe verbunden waren und künftig noch verstärkt sein werden. Die wachsende Zahl von Beiträgen, die

nicht nur in Deutsch in der Originalausgabe, sondern auch – so das bisherige Vorhaben – jeweils auch in einer englischen Übersetzung erscheinen sollen, machen eine veränderte Publikationsweise unumgänglich; sie wird ab diesem Band 10 angewandt. Alle Beiträge erscheinen nun in der Sprache, in der sie auf den Inârah - Symposien gehalten wurde, auf eine nachfolgende englische Parallelausgabe wird wegen der nicht mehr zu leistenden Übersetzungsarbeit verzichtet. Am Ende gibt es allerdings Abstracts auf Deutsch, Englisch und Französisch – so dass die Sprachkenntnisse der Leser und Leserinnen nicht überstrapaziert werden.

Eine weitere Besonderheit dieses 10. Sammelbandes ist, dass er zugleich als „Festschrift für unseren Gründer und langjährigen *Spiritus Rector* Karl-Heinz Ohlig“ (16) erscheint und mit einer fünfseitigen Widmung in lateinischer (!) Sprache eröffnet wird; man will die Sprachkenntnisse des Leserpublikums ja auch nicht unterfordern! Die Widmung ist überschrieben mit einem Vers des römischen Dichters Horaz aus dem Augusteischen Zeitalter:

Vides ut alta stet nive candidum Soracte.

Damit ist ein klassischer, dem Anlass angemessener Ton angeschlagen (der hoffentlich durch die obige eigene Übersetzung nicht allzu sehr gestört wird). Die Deutung wird erleichtert durch ein Porträtfoto des Geehrten, bei dem sich die Haare kaum vom weißen Hintergrund abheben. Der Vergleich mit dem *mons Soracte*, heute Monte Soratte genannt, ist wohl nicht nur äußerlich gemeint. Zieht man den entsprechenden Wikipedia-Artikel zu Rate, ergeben sich weitere Vergleichspunkte, die im Einzelnen auszudeuten wir den Lesern dieser Zeitschrift überlassen, die den Jubilar aus unzähligen Artikeln kennen dürften: Der Monte Soratte ist ein alleinstehender Berg im Tibertal nördlich von Rom, mit gehörigem Abstand davon, wenig unterhalb des Gipfels befindet sich das Kloster San Silvestro, das 748 von Karl Martells Sohn Karlmann gegründet wurde und heute vom *Ordo Sanctissimae Trinitatis redemptionis captivorum (OSsT)* benutzt wird. Ein von Mussolini erbauter Bunker wird heute als Erdbebenwarte genutzt. Die Bezüge zum romkritischen historischen Theologen, dessen Spezialgebiet u.a. die Trinität ist, sind mit Händen zu greifen!

An diese metaphorische Eröffnung schließt sich eine – allerdings nicht mehr in Goldener Latinität gefasste und deshalb unübersetzt verständliche - detaillierte Bio-Bibliographie an, die hier nicht im Einzelnen wiedergegeben werden muss (Vgl. ggfs. imprimatur 3/2018, S. 209 ff. Theologen-Jubiläen: Anne Conrad, Für Karl-Heinz Ohlig zum 15. September 2018). Zwei Punkte seien aber hervorgehoben:

Wie der *Iubilarius* durch eigene Erfahrungen als katholischer Theologe auf das Gebiet der Koran- und Islamforschung vorstieß und wie es zur Gründung von Inârah kam.

Iubilarius noster aliquando adnotavit se, postquam sustinuerit inquisitionem sacram atque multa tribunalia ecclesiastica, denique etiam accepisse pulchrum exemplum illius sententiæ religiosæ, quæ appellaretur fatwa! – Über die Gründung einer *Sedes operarum scientiæ religionis* (i.e. Arbeitsstelle für Religionswissenschaft) ... *Ohlig... id sibi proposuit, ut persequeretur novas vias Alcoranum historiamque islami investigandi* ("Neue Wege der Erforschung des Koran und der Frühgeschichte des Islam") – kam es schließlich anno 2007 zum *Institutum investigatorium lucri expers – cui nomen est impositum arabicum Inârah (quod valet illuminismum)* (Hervorh. v. Verf.). Die namentlich genannten Gründer – eine *domina* und sechs *domini* – danken ihrem *praeceptor et conditor* für vieles, zuletzt auch *pro adhortationibus necnon pro amicitia tuâ per tot annos nobis benigne oblatis*.

Und schließen mit dem Wunsch: *Bene vale, vir doctissime atque carissime, ad multos annos feliciter!* - Diesem Wunsch schließen sich die übrigen Redaktionsmitglieder, nicht ganz uneigennützig, gerne an.

Das allerletzte Wort hat wiederum Horaz (Carmen 2,11,13-17). Es sei zur Entlastung der Leser in der Nachdichtung von Helm 1938 zitiert:

*Was zechen wir nicht fröhlichen Sinns am Fuß
des hohen Ahorn oder der Fichte hier,
Das graue Haar von Rosen duftend
und von der syrischen Narde triefend,
solang's vergönnt ist?*

Auch diese (rhetorische) Frage - in diesem Zusammenhang letztlich nach dem Sinn wissenschaftlichen Arbeitens - hätte eine Ausdeutung verdient. Ja, was ist der Sinn

des Bücher- (und Zeitschrift-) Machens? Dauerzechen kann auch nicht die Lösung sein! Dass der Jubilar weiterhin Vorstandsvorsitzender von Inârah bleibt, lässt vermuten, dass er dies ebenso sieht.

Kehren wir von der Panegyrik zur Wissenschaftsprosa zurück! – Auf Widmung und Vorwort folgen 22 wissenschaftliche Beiträge in dem vom Untertitel abgesteckten Feld: vom (umayyadischen) Christentum zum (abbasidischen) Islam. Sie sind, wie gesagt, in Deutsch, Englisch und Französisch verfasst, von unterschiedlicher Länge, manche sogar kleine Monographien, und in alphabetischer Reihenfolge abgedruckt. Dies macht es dem interessierten Laien nicht einfach, aus den vielen, teilweise hochspezialisierten Arbeiten die ihm einigermaßen zugänglichen herauszufiltern. Eine Gesamtlektüre der 866 Seiten in vier unterschiedlichen Sprachen wird sich selbst in Corona-Zeiten kaum jemand antun. Umso mehr ist die Arbeit der beiden Herausgeber und ihrer im Vorwort genannten Helfer/innen zu würdigen. Immerhin gibt es am Ende mehrsprachige Zusammenfassungen der Beiträge (S. 834 – 865). Auch eine Rezension des gesamten Buchs, das ja in Gänze erst mal gelesen werden müsste, ist wegen der Fülle und Unterschiedlichkeit der Beiträge sehr schwierig. Deshalb soll eine kleine Probe einen Eindruck vermitteln – und zum Lesen weiterer Beiträge anregen.

Die Probe entstammt dem Beitrag von Sven Kalisch, Professor in Münster und Inhaber des ersten Lehrstuhls für die Ausbildung islamischer Religionslehrer in der Bundesrepublik Deutschland. Er hat ihn vor wenigen Jahren – damals noch als Muslim – geschrieben. Da er mittlerweile kein Muslim mehr ist, hat er dem Text eine Einleitung vorangestellt, die im Folgenden leicht gekürzt wiedergegeben wird (S. 406 – 457).

Sven Kalisch

Islamische Theologie ohne historischen Muhammad – Anmerkungen zu den Herausforderungen der historisch-kritischen Methode für das islamische Denken

Der nachfolgende Aufsatz stammt aus dem Jahr 2008. Er ist bis jetzt noch nicht in einem Buch veröffentlicht worden. Ich habe ihn ursprünglich geschrieben, um den da-

maligen Stand meiner Forschungen und Überlegungen zu den Ursprüngen des Islam zusammenzufassen und ihn im Internet veröffentlicht. Die hier abgedruckte Fassung ist unverändert, lediglich eine Fußnote wurde hinzugefügt. Als ich diesen Aufsatz schrieb, war ich dabei, ans Ende einer Entwicklung zu gelangen, die zu einem Abfall vom Islam geführt hat. Den Aufsatz schrieb ich noch als muslimischer Theologe, in dem Bemühen, meine Forschungsergebnisse für eine moderne islamische Theologie zu verwenden. Etwas mehr als ein halbes Jahr später verließ ich den Islam. Ich bin kein Muslim mehr und will keiner mehr sein. Grund dafür waren jedoch nicht die Ergebnisse historisch-kritischer Forschung, sondern eine spirituelle Entwicklung. Das angekündigte Buch habe ich nicht geschrieben. Es schien mir für mich sinnvoller, zu verschiedenen Gebieten weiter zu forschen und eigene Ergebnisse zu veröffentlichen, als den bisherigen Stand umfassend zusammengefasst darzustellen ...

Im Folgenden sollen nur einige kurze Bemerkungen zu einigen Aspekten dieses Aufsatzes von 2008 und zur Forschung von Inârah erfolgen, in deren Kontext danach weitere Forschung und weitere Veröffentlichungen von mir stattgefunden haben. Der Aufsatz enthält auch theologische Gedanken, weil er noch als Beitrag zur islamischen Theologie verfasst wurde. Da es sich bei Inârah um religionsgeschichtliche Forschung zur Entstehung des Frühislam handelt, gehe ich davon aus, dass es hier weder angebracht noch von Interesse ist, meine heutige Betrachtungsweise dieser Fragen darzulegen. ...

Im Kontext von Inârah habe ich meine Aufgabe darin gesehen, islamische Quellen zu untersuchen und die Ergebnisse dieser Untersuchungen insbesondere zu den Erkenntnissen der Forscher in Beziehung zu setzen, die sich mit den Fragen der islamischen Frühgeschichte unter Berücksichtigung anderer Aspekte beschäftigt haben. Für mich hat sich dabei deutlich herausgestellt, dass das erste und zweite islamische Jahrhundert den Transformationsprozess orientalischer Formen des Christentums in eine neue Religion beinhalten, und auch das dritte islamische Jahrhundert ist in seiner ersten Hälfte noch Teil des Transformationsprozesses. Erst gegen Ende des

dritten islamischen Jahrhunderts ist Islam in der heute bekannten Form nachweisbar. Die Entstehungsgeschichte des Islam, wie sie uns in den islamischen Quellen präsentiert wird, ist eine reine Konstruktion. Es kann unmöglich so gewesen sein wie dort beschrieben. Je mehr ich mich mit diesen Fragen beschäftigt habe, desto mehr habe ich diese Erkenntnis bestätigt gefunden.

Wenn ich mich recht erinnere, habe ich Gerd Lüdemann einmal den Satz sagen hören, dass die historisch-kritische Methode der Totengräber einer jeden Religion sei, die sich auf historische Tatsachen beruft. Dem ist nichts hinzuzufügen. Die historisch-kritische Methode führt uns eindrucksvoll vor Augen, dass Religion ein von Menschen hervorgebrachtes Produkt ist, was sich vor allem auch immer wieder darin manifestiert, dass sie für die Errichtung und Festigung von Machtpositionen genutzt wurde und wird. Religionen sind menschliche Produkte und geben von Menschen gemachte Antworten, was aber nicht heißen muss, dass alle diese Antworten falsch und unnütz sein müssen. Die historisch-kritische Methode kann und soll daher nicht die Frage nach Sinn oder Unsinn von Metaphysik und Spiritualität beantworten. Sie führt den Menschen nur vor Augen, dass Religion ein Produkt des Menschen ist. Es bleibt dem Einzelnen überlassen, durch philosophische Überlegungen und spirituelle Erfahrungen nach Antworten auf metaphysische Fragen zu suchen, so er denn dies will. Auch die Frage, ob das Konzept organisierter Religion Sinn macht oder nicht, ob es eher nützlich oder schädlich ist, muss von jedem Menschen selbst beantwortet werden. Die historisch-kritische Methode ist keine grundsätzliche Kampfansage an Religion, Metaphysik und Spiritualität. Auch die moderne Naturwissenschaft kann die Frage nach Wahrheit nicht beantworten. Sie kann die sinnlich erfahrbare Welt analysieren, Gesetzmäßigkeiten erkennen, daraus Schlussfolgerungen ziehen und dies für sehr nützliche, praktische Erfindungen verwenden. Dies alles zeigt aber nur, dass der Mensch in der Lage ist, die von ihm sinnlich erfahrbare Welt auf eine Art und Weise zu verstehen, die es ihm ermöglicht, in ihr zu existieren, seine Lebenserfahrung angenehmer zu gestalten und mit anderen Menschen so darüber zu reden, dass intersubjektiv verifi-

zierbare Schlussfolgerungen über Phänomene gezogen werden können. ...

Wissenschaft lebt davon, dass sie ergebnisoffen ist und dass die vorhandenen Ergebnisse immer wieder überprüft und gegebenenfalls korrigiert werden müssen. Es müssen alle Fragen gestellt und alles muss kritisch hinterfragt werden. Wissenschaft unterscheidet sich von Pseudowissenschaft und Verschwörungstheorien dadurch, dass ein Wissenschaftler alle vorhandenen Informationen berücksichtigt, diese unter allen Aspekten untersucht und in seiner Theorie versucht, eine Erklärung zu finden, in der alle Informationen auf der Basis einer klaren Methodik, die ebenfalls begründet und überprüft werden muss, widerspruchsfrei miteinander in Verbindung gebracht werden können. Für die historische Forschung bedeutet dies, dass alle Informationen über historische Ereignisse berücksichtigt werden müssen und nicht willkürlich als wahr oder unwahr qualifiziert werden dürfen, sondern mit einer begründeten Methodik untersucht wird, ob man einer Information vertrauen kann. Selbst alles das garantiert nicht, dass man zum richtigen Ergebnis gelangt, aber es bedeutet Arbeit mit einer überprüfbaren Methodik und daher mit Argumenten, auf die man sinnvoll eingehen kann. Inârah betreibt wissenschaftliche Forschung und präsentiert Ergebnisse, damit diese diskutiert und kritisch gewürdigt werden können. In Bezug auf den Islam liegt eine Besonderheit von Inârah auch gerade darin, dass versucht wird, das religionshistorische Phänomen Islam in allen Aspekten zu erfassen, was bedeutet, dass sehr stark interdisziplinär gearbeitet wird. Nur so aber wird man in der Erforschung der Frühgeschichte des Islam Fortschritte erreichen. Die Entstehung des Islam als ein rein arabisches Phänomen auf der arabischen Halbinsel ist eine Konstruktion der islamischen Geschichtsschreibung. Die Wirklichkeit ist viel komplizierter und komplexer und erfordert umfangreiche Kenntnis aller Kulturen, in deren Umgebung die islamische Religion entstanden ist ...

Der Koran ist in vielen Punkten sehr undeutlich. Dies ist meines Erachtens Absicht, denn er sollte möglichst vielen Strömungen die Möglichkeit geben, ihn zu akzeptieren. Undeutlichkeit in der Formulierung ermöglichte vielfältige Interpretation,

und genau diese Situation finden wir bis in die Gegenwart. Jede Richtung des Islam interpretiert den Koran anders und so können sich alle auf ihn berufen. Zu den Punkten, in denen sich der Koran sehr deutlich und klar äußert, gehört die rein menschliche Natur Jesu. Dieser Punkt scheint für die religiöse Bewegung, die den Koran hervorgebracht hat, von zentraler Bedeutung gewesen zu sein. Nun ist es so, dass im Zusammenhang mit dem Schiitentum von einer frühislamischen Gnosis berichtet wird, in der die Gestalt des 'Alī auch vergöttlicht wurde. Ich gehe davon aus, dass die Gestalt des 'Alī aus dieser Gnosis stammt und ursprünglich in der koranischen Bewegung unbekannt war. Natürlich ist die schiitische Gnosis wie die koranische Bewegung ein Produkt orientalischer Formen des Christentums. Die koranische Bewegung aber hat sich ganz eindeutig für einen rein menschlichen Jesus entschieden und eine klare Trennung zwischen Gott und Schöpfung als theologische Kernvorstellung. Die Vermeidung jeglicher Vermischung der Ebenen von Gott und Schöpfung und die Vermeidung einer Pluralität in Gott (siehe z.B. die Diskussion um die Erschaffenheit des Koran) sind denn auch das zentrale Anliegen theologischer Systeme im Islam. Von daher ist es verwunderlich, dass die mystische Lehre von der Einheit des Seins später so viele Anhänger gefunden hat.

Die koranische Bewegung bildet die Grundlage für das spätere Sunnitentum und die Mu'tazila, aus der frühislamische Gnosis ist das Schiitentum entstanden. Dies bedeutet nicht zwangsläufig, dass in der koranischen Bewegung Gnosis keine Rolle gespielt hat. Die Bewegung aber, die für den Koran und die Inschriften im Felsendom verantwortlich war, wollte auf keinen Fall einen Jesus, der nicht reiner Mensch war, und so kann sie auch keinen 'Alī oder Muḥammad gewollt haben, der nicht reiner Mensch war.

Ich denke, dass die frühislamische Gnosis sich der koranischen Bewegung angenähert hat. Dabei mussten beide Seiten einen Preis zahlen. Die frühislamische Gnosis musste sich in die späteren Formen des Schiitentums verwandeln, die die frühislamische Gnosis dann zum Irrglauben und zur Verfälschung des wahren Schiitentums erklärten und mit der Ablehnung der Vergöttlichung von Menschen die zentrale Grund-

überzeugung der koranischen Bewegung übernahmen. Das Sunnitentum musste 'Alī als Vetter und Schwiegersohn des Propheten und die prophetische Familie in seine Glaubensvorstellung aufnehmen. So wurde ein gemeinsamer historischer Ursprung für alle Formen des Islam konstruiert, von dem aus die jeweiligen Gruppierungen dann ihre besonderen Überlieferungswege konstruieren konnten, mit denen sie dann behaupten konnten, dass die eigene Gruppierung die wahre Lehre des Propheten bewahren würde, während die Anderen nur eine verfälschte Version und nicht vertrauenswürdige Überlieferungswege besitzen würden. Dieser Prozess ist wahrscheinlich von staatlicher Macht eingeleitet oder gefördert worden. ...

Bis vor einiger Zeit war ich fest davon überzeugt, dass es sich bei Muhammad um eine historische Person gehandelt hat. Zwar bin ich immer davon ausgegangen, dass die islamische Überlieferung bezüglich Muhammad sehr unzuverlässig ist, doch hatte ich keine Zweifel daran, dass zumindest die Grundlinien seiner Biographie historische Wahrheit darstellen. Von dieser Position bin ich nun abgerückt und werde demnächst ein Buch veröffentlichen, in dem ich unter anderem auch zu dieser Frage Stellung nehmen und meine Argumente genauer darlegen werde. Dieser Aufsatz stellt nur eine kurze Zusammenfassung meiner wichtigsten Argumente dar und widmet sich darüber hinaus auch der Frage, welche Implikationen historisch-kritische Forschung für die islamische Theologie hat und wie ich als Theologe mit meinen Forschungsergebnissen umgehe. ... Was die Frage der Geschichtlichkeit Muhammads angeht habe ich im Übrigen gar nicht viel Neues zu berichten. Ich halte meine Position eigentlich nur für eine konsequente Schlussfolgerung aus dem bisherigen Wissensstand. Sie erscheint nur deswegen so spektakulär, weil sie von einem Muslim ausgesprochen worden ist. Dass man unter Berücksichtigung der bekannten Fakten zu einer Skepsis bezüglich der Existenz Muhammads gelangen muss, zeigt auch die erst kürzlich erschienene Muhammadbiographie von Hans Jansen, der die Unglaubwürdigkeit der islamischen Überlieferung deutlich herausarbeitet. In seinem Buch spricht Jansen die Theorie der Leugnung der Geschichtlichkeit des Pro-

pheten Muhammad an und bemerkt dazu folgendes:

„Anders als viele Muslime denken, lehnen aber auch die meisten westlichen Wissenschaftler derartige Hypothesen ab, aus Achtung vor dem Islam, aus Angst vor den Reaktionen ihrer muslimischen Freunde oder weil sie es für spekulativen Unsinn halten.“ (H. Jansen, Mohammed. Eine Biographie, München 2008, S. 38)

Sofern ein Wissenschaftler diese These wirklich für Unsinn hält, muss er dies offen sagen und seine wissenschaftlichen Argumente vorbringen. Dagegen ist überhaupt nichts einzuwenden. Nur durch einen offenen Austausch der Argumente kommt Wissenschaft voran. Die anderen beiden Argumente aber, welche Jansen erwähnt, sind skandalös.

Das Wort „Achtung“ klingt wunderbar, doch ist es hier völlig fehl am Platz, denn gemeint ist eigentlich das Gegenteil. Wer den Muslimen die Auseinandersetzung mit Fakten nicht zumutet, der stellt die Muslime auf die Stufe unmündiger Kleinkinder, denen man die Illusion des Weihnachtsmannes oder des Osterhasen nicht nehmen möchte. Wer wirklich vom Gedanken der Gleichheit aller Menschen ausgeht, der muss auch allen Menschen dieselben intellektuellen Leistungen zutrauen. Wirklicher Respekt vor den Muslimen wäre es, davon auszugehen, dass sie die Kraft besitzen, sich auf der Grundlage unseres modernen Wissensstandes mit ihrer Religion auseinanderzusetzen. Die „Islamophoben“ halten uns Muslime für Barbaren, die „Gutmenschen“ für „edle Wilde“. Das Ergebnis unterscheidet sich letztlich nicht. Muslime sind anders als der Rest der Menschen und gehören entweder in den Streichelzoo oder in das Raubtiergehege, auf jeden Fall aber in den Zoo.

Das letzte Argument schließlich ist noch erbärmlicher, denn dafür gibt es nur ein Wort: *Feigheit*. Der religiöse Fundamentalismus (nicht nur islamischer!) ist auf dem Vormarsch und dagegen gilt es die Freiheit des Denkens unter allen Umständen zu verteidigen. An diesem Punkt darf es keine Kompromisse geben, ansonsten wird die Weiche für den Rückfall ins Mittelalter gestellt, und das kann sehr viel schneller gehen, als viele Menschen sich das vorstellen. Meine Position bezüglich der Frage der Geschichtlichkeit Muhammads ist, dass ich

weder seine Existenz noch seine Nichtexistenz für beweisbar halte. Ich tendiere zwar zur Nichtexistenz, für beweisbar halte ich sie jedoch nicht. Mein Eindruck ist, dass, sollte es in Zukunft nicht noch archäologische Sensationsfunde, ein islamisches „Qumran“ oder „Nag Hammadi“ geben, die Frage nach der historischen Existenz Muḥammads wohl nie abschließend wird geklärt werden können. ...

R.M. Kerr

Muhammad oder das Meerwunder zu Badr?

Dass der Islam sich für eine Buchreligion hält, ist allgemein bekannt; er stützt sich ja bekanntermaßen auf den Koran, die den meisten Sunniten zufolge unerschaffene heilige Schrift des Islams ist und gemäß diesem Glauben die wörtliche Offenbarung Allahs an den Propheten Mohammed enthält. Die Rolle des Koran im Islam wird häufig mit dem der (jeweiligen) Bibel im Judentum und Christentum verglichen. Es ist zwar wahr, dass diese drei Religionen eine ‚kanonische‘ Schrift besitzen. Wie Textcorpora kanonische Geltung erlangen, ist eine schwierige Geschichte, die uns hier nicht weiter beschäftigen soll (wobei man hier an das Augustinuswort denken kann: „Ich würde selbst dem Evangelium keinen Glauben schenken, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche dazu bewöge“, *Fund.* 5,6).

Aber da hören ja dann eigentlich die Parallelen gleich auf: die jüdische Bibel, das Alte Testament der Christen, soll grosso modo Zeugnis von der Weltentstehung und dann besonders von der Beziehung zwischen dem Gott Jahwe und seinem auserwählten Volk ablegen, das Neue Testament bezeugt im Großen und Ganzen Leben und Wirken Jesu sowie der frühesten Gemeinden. Diese beiden heilsgeschichtlichen Textsammlungen beziehen sich zwar auf *Realia*, ohne dass die Textinhalte für historisch angesehen werden müssten. Der Koran hingegen

ist ein größtenteils ahistorisches und geographisches Werk (s. aber den Beitrag über eine Verortung von Safa, Marwa und Bakka in Jerusalem, vgl. *imprimatur* 53, 2020, 232-236), meistens ohne längere zusammenhängenden Textabschnitte – man könnte den Eindruck bekommen, dass einst der Zettelkasten koranischer Verse vor dem Verlegen hingefallen war und die jeweiligen Karteikarten ungeordnet wieder eingelegt wurden. Während in der Bibel hagiographische Darstellungen der wichtigen Personen dargeboten werden, ist dies nicht der Fall im Koran, sogar der Gesandte Allahs, Mohammed, wird lediglich in vier Versen (falls er in ihnen gemeint ist) angedeutet – 3,144; 33,40; 47,2; 48,29 (möglicherweise auch 61,6 – „Ahmad“). Nach moderner wissenschaftlicher Ansicht handelt es sich in allen Fällen um spätere Interpolationen. Anhand koranischer Zeugnisse eine Mohammedbiographie zu erstellen, erweist sich somit schwieriger als eine Mariens, der Mutter Jesu, anhand der Zeugnisse der Evangelien zu schreiben.

Dies steht im starken Kontrast zu den Zeugnissen über Mohammed und die Islamentstehung in der islamischen Überlieferung: *Tafsīr*/Kommentar, *Sīra*/Hagiographie und *Ḥadīth*/Berichte z.B., die alle erst ein bis zwei Jahrhunderte nach den geschilderten Ereignissen einsetzen. Der wichtigste Bestandteil traditioneller Korankommentare stellen die sog. *Asbāb an-nuzūl* dar, die „Anlässe des Herabkommens“ bzw. „Offenbarungsanlässe“, deren Zweck jedoch anscheinend nicht ist, den jeweiligen Vers auszulegen, sondern die Offenbarung historisch zu bewahren. So gesehen wurden Mohammed und der Islam erst später in den Koran hineingelesen.

Zur Anschaulichkeit geben wir hier ein Beispiel, das zeigen kann, dass die islamische Überlieferung dem koranischen Text unberechtigterweise übergestülpt ist. In Sure 8,41 finden wir: „... wenn ihr an Allah glaubt und an das, was Wir auf Unseren Diener am *Tag der Unterscheidung* hinabgesandt haben, an dem Tag, da die beiden Scharen aufeinandertrafen (*wa-mā 'anzalnā 'abdinā yawma l-furqāni yawma ltaqā l-ġam'āni*). Und Allah hat zu allem die Macht“. Die (späteren) Exegeten sind sich eigentlich einig, dass sich hier eine Erwähnung der sog. ‚Schlacht von Badr‘ (s. Sure 3,123) findet, die der nachkoranischen

Überlieferung zufolge am 17. März 624 im Hedschas im Westen der arabischen Halbinsel zwischen den ersten Muslimen und den mekkanischen Quraisch stattgefunden haben soll und die als ein Schlüsselereignis in der Frühgeschichte des Islam betrachtet wird. In der islamischen Geschichtsschreibung gilt sie als ein entscheidender Sieg der unterlegenen Frommen, der entweder göttlicher Intervention oder der Führung Mohammeds zugeschrieben wird. Die späteren Beschreibungen der *Sīra*- und *Mağāzī*-Feldzüge-Mohammeds-Literatur sowie die *Hadīth*-sammlungen beschrieben die Schlacht eher als einen Beutezug, kaum als „Tag der Entscheidung“ (und was hier entschieden ward, bleibt zudem unklar). Der Koran bietet diesbezüglich keine weiteren Auskünfte, und auf welches Ereignis der Koran hier eigentlich anspielt, bleibt vorerst unklar. Die Schlacht von Badr ist historisch nicht nachweisbar – trotz der Behauptung vieler moderner Mohammed-Biographen, die in den späteren Beschreibungen ohne Begründung ein historisches Körnchen sehen möchten – ebenso wenig ist zu klären, was mit der enigmatischen Erwähnung „zu Badr“ (*bi-badrin*) in 3,123 gemeint sein soll. Methodologisch gesehen gibt es keinen Grund für einen Historiker bzw. einen Philologen, um vorbehaltlos Schilderungen, die allesamt erst spät in nachkoranischer Zeit entstanden sind, für die Ausdeutung eines Text(abschnitt)es, in diesem Falle des Korans, zu verwenden. Hiermit stehen wir vor einer scheinbaren exegetischen Aporie. Ein möglicher Ausweg ist aber der Koran selbst bzw. eine Analyse seines Sprachgebrauchs. Da die historische und etymologische Wortforschung des Arabischen noch in den Kinderschuhen steckt und das sog. „klassische Arabische“ als exegetisches und hermeneutisches Werkzeug für die Koranausdeutung quasi erfunden wurde und nicht brauchbar ist, ist unsere einzige Rückgriffsmöglichkeit der Koran selber, wobei aber man immer berücksichtigen muss, dass dieser kein geschlossenes Buch darstellt, sondern ein heterogenes Textkorpus mit verschiedenen Textstrata ist. Bei dem zitierten Vers Sure 8,41 fällt einerseits der merkwürdige Begriff „Tag der Entscheidung“ (*yawma l-furqāni*), andererseits *l-ğam‘āni* hier etwa „die beiden (Schare)“. Der letztere Begriff „Schar“ wird in dieser Bedeutung nur in 26,61 bezeugt: „Als die beiden Scha-

ren einander sahen, sagten die Gefährten Musas (des Mose): ‚Wir werden fürwahr eingeholt!‘“ (*fa-lammā tarā‘a l-ğam‘āni qāla ‘aṣḥābu mūsā ‘innā la-mudrakūna*) – der Textbezug, Verse 10-68, ist die Konfrontation Mose’s vor dem Pharao und der Auszug aus dem Ägypterland, hier der Auftakt zum Seemannstod des pharaonischen Heeres. Dieser biblische Bezug ist schon sehr auffallend. Das zweite Wort des ersten Begriffes entstammt der Wurzel *frq*, die im Semitischen durchgängig die Semantik von „teilen, trennen, unterscheiden“ bestreitet, so z.B. Sure 2,50 „Und als Wir für euch das Meer teilten und euch so retteten und die Leute Pharaos ertrinken ließen, während ihr zuschautet!“ (*wa-‘id faraqnā bikumu l-baḥra fa-‘anğaynākum wa-‘agraqnā ‘āla fir‘awna wa‘antum tanzurūn*). Haben wir es dann hier statt einer anderweitig unbekannten Schlacht vielmehr mit einem wichtigen heilsgeschichtlichen Moment der Bibel zu tun? Die eingangs erwähnte spätere islamische Koranexegese konnte gelegentlich jüdische und christliche Überlieferungen heranziehen, so z.B. geschieht es des öfteren bei Tabari, besonders wenn es um im Koran befindliche Legenden über die Schöpfung, Legenden über die Propheten oder Geschichten über das biblische Israel und seine Herrscher vom Tod des Mose bis zum Einzug ins gelobte Land geht (die sog. *qiṣaṣ al-anbiyā* „Prophetenerzählungen“ und die sog. *Isrā‘īliyyāt*) – wobei hier bemerkt werden soll, dass auffallenderweise die biblischen Figuren, die im Koran als Propheten gelten, mit der Ausnahme von Jonas, in der Bibel keine Propheten sind, so z.B. Adam, Noah, Abraham, Lot, Ismael, Jakob, Hiob, David, Salomon, Johannes der Täufer sowie sein Vater Zacharias, Jesus usw. – aber eigentlich nur, wenn eine explizite Erwähnung vorliegt. Scheinbar bezugslose Passagen, wie in der hier diskutierten Sure 8,41 (im Gegensatz zu 26,61), wurden häufig vermeintlichen Ereignissen in Mohammeds Leben zugeordnet. Diese Exegeten verkanteten grundlegend, dass der Koran gehäuft eine verkürzte Fortschreibung biblischer Inhalte wiedergibt, die meistens der syrischen Peshitta-Übertragung, die Bibel für Kirchen der syrischen Tradition, zu entstammen scheinen. Wenn wir also diese Erzählung im Buch Exodus in ebendieser Peshitta anschauen, sehen wir 14,13: „Da sprach Mose zum Volk: ‚Fürchtet Euch

nicht, stehet fest und sehet zu, was für ein Heil (*purqānā*) der Herr heute (*yawmānā*) an euch tun wird. Denn wie ihr die Ägypter heute seht, werdet ihr sie niemals wiedersehen“. Das syrische Lexem *purqānā* entstammt derselben semitischen Wurzel wie arabisch *frq*, und aus morphologischen Überlegungen ist *furqān* wohl ein von den islamischen Exegeten verkanntes Lehnwort. Wie erwähnt, liegt dieser Wurzel die Trennsemantik zugrunde. Im Aramäischen und besonders im Syrischen gab es eine semantische Weiterentwicklung zu „heilen“ im Sinne von „Erlösen“, die natürlich eine ‚Trennung‘ zwischen Geretteten und Verdammten voraussetzt, die dem Arabischen fremd ist (wir erwähnen nur beiläufig, dass der syrische Begriff *purqānā* hier hebräisch *yəšū‘ā* „Jesus“ wiedergibt; ein jüdischer Targum übersetzt mit „Tag des Urteils“ *yawmā dīn*, vgl. Koran 1,4!). Allem Anschein nach wurde in Koran 8,41 eine nicht (mehr) verstandene Textpassage, die sich ursprünglich auf den Exodus bezog, auf ein (frei erfundenes) Geschehnis im Leben Mohammeds, die Schlacht von Badr, umgedeutet.

Eine andere Ableitung dieser Wurzel, nämlich *fārūq*, wird auch in der islamischen Traditionsliteratur als Epitheton für den zweiten Kalifen ‘Umar bin al-Ḥaṭṭāb sowie auch für Muhammad verwendet – diese Wortbildung ist ebenfalls aramäisch und nicht arabisch, was manchen dieser frühen Exegeten Probleme und Kopfzerbrechen bereitete; sie probierten dann, diese arabisch umzudeuten. Der aramäische Begriff bedeutet „Heiland“ – somit scheint es in der frühesten Zeit im (Proto-)Islam zwei Messiasse gegeben zu haben, entsprechend bestimmten frühjüdischen Heilserwartungen, wie sie in den Targumen sowie in der u.a. in Qumran gefundenen sog. Damaskusschrift bezeugt sind. Mohammed als Heiland?

Dieser Gedanke hört sich wohl absurd an. Aber vom „Islam“ im heutigen Sinne kann man eigentlich frühestens ab dem 9. Jh. sprechen (ab wann kann man von „Judentum“ und „Christentum“ im eigentlichen Sinne sprechen?). Was vorab geglaubt wurde, ist verschleiert und stellt die eigentliche wissenschaftliche Herausforderung dar. Weitere Spuren finden sich vielleicht anderswo. So, wiederum gemäß späterer Textauslegung, soll sich Koran 17,1 auf die sog.

Nachtreise (*al-Isrā’*) Mohammeds beziehen: „Preis sei Dem, Der Seinen Diener bei Nacht (*laylan*) von der ‚geschützten Gebetsstätte‘ zur ‚fernsten Gebetsstätte‘, deren Umgebung Wir gesegnet haben, reisen ließ, damit Wir ihm (etwas) von Unseren Zeichen zeigen. Er ist ja der Allhörende, der Allsehende.“ Wer dieser Diener sein soll, wie er gereist ist, und was diese Gebetsstätten sind und wo sie gelegen haben sollen, geht nicht aus diesem Vers selber hervor, die spätere Überlieferung hat hieraus jeweils Mohammed, die Kaaba und den Tempelberg gemacht: der Erstgenannte reiste also nächstens von Mekka nach Jerusalem auf einem geflügelten Pferd genannt *al-Burāq*. Noch später wurde die arabische Bezeichnung dieses Dichterrosses von *barq* „Blitz“ abgeleitet – die islamische Kunst bildet den Buraq fast immer mit einem menschlichen Antlitz ab.

In der Bibel ist der Esel das bevorzugte Reittier von Gottes königlichen und messianischen Auserwählten, vgl. Sacharja 9,9 - Pferd (und Wagen) benutzen eigentlich nur die verhassten Fremdunterdrücker. Bei einer im Talmud (Sanhedrin 98) wiedergegebenen Besprechung des genannten Bibelverses wird eine Anekdote erzählt: „König Schapur (von Persien) sagte spöttisch zu Schmuel: ‚Du sagst, der Messias wird auf einem Esel kommen; ich werde ihm das Reitpferd (*sūsyā bāraq*) schicken, das ich habe.‘ Er (d.i. Schmuel) sagte zu ihm: ‚Hast du eins mit tausend Farben (wie der Esel des Messias)?‘“ Im dem persischen Großkönig zugeschriebenen Zitat finden wir das aramäische Wort für Pferd *sūsyā* wohl als Glosse von *bāraq*. Letzter Begriff ist ein mitelpersisches (Lehn-)Wort, *bāraq*, wohl hier gebraucht, um ein authentisches Ambiente zu vermitteln. Da Vokale nur von sekundärer Bedeutung sind, erkennen wir *Bu/arāq* als eine vorgestellte messianische Anspielung. Am Ende von Seite 98a wird Amos 5,18 besprochen: „Weh denen, die des Herren Tag herbeiwünschen! Was soll er euch? Denn des Herren Tag ist Finsternis und nicht Licht“: der Messias wird eben nächstens (*laylan*) angeritten kommen. Alles Zufall?

Interessanterweise finden wir in einer vorislamischen spätsabäischen Inschrift (Ja 1028/12) aus dem Jemen die Wendung *rb hd b-mḥmd* „der Herr der Juden, mit (?) (der Hilfe des ?) Gepriesenen (*Muhamm-*

ad)“. Iwona Gajda bemerkt dazu in ihrem Kommentar „,Mḥmd‘ könnte ein von ,Rbḥd‘ verschiedener Gottesname sein, vielleicht ein Äquivalent von ,Rḥmn‘“ (I. Gajda, *Le royaume de Ḥimyar à l'époque monothéiste*, Paris 2009, 232), *mḥmd*/Muhammad als Gottesbezeichnung bzw. Epitheton. Wurde also aus einer arabischen Messias- bzw. Gottesbezeichnung später dann ein islamischer Prophet biographisiert?

Paul Petzel

Walter Kardinal Kasper, Juden und Christen – das eine Volk Gottes, Freiburg u.a. (Herder) 2020, 160 S.

„Den jüdischen Freunden in tiefer Verbundenheit gewidmet“ (5), hofft der Autor, „dass die Veröffentlichung ein Ansporn sein kann, dem leider neu aufflammenden Antisemitismus mit ganzer Kraft zu widerstehen“ (11). Um den schmalen Band einzuordnen, macht es Sinn, sich zu erinnern: 1986 betrat erstmals in der Geschichte der Kirche ein Papst eine Synagoge. Und erst vor einem halben Jahrhundert kam es durch das Vatikanische Konzil zum „Bruch“ (J. Wohlmuth) mit einer fast zweitausendjährigen Lehre von der Verwerfung der Juden.

Und schon heute schreibt der frühere *Präsident des Rates für die Einheit der Christen und der religiösen Beziehungen zum Judentum* (1999 -2010) als ein Freund in engagierter Haltung: in der Tat ein Indiz für die Einschätzung, dass es sich um eine „historische() Wende im Verhältnis von Juden und Christen“ (139 handeln könnte). Der Band versammelt sieben Vorträge und Ansprachen aus dieser Zeit anlässlich etwa der Woche der Brüderlichkeit oder des Pogromgedenkens am 9.11. Ein Beitrag datiert früher: die Beantwortung theologischer Fragen zu einem großangelegten Didaktik-Projekt (1981). Im längsten achten Beitrag: allen anderen vorangestellt, um sei-

nen Anspruch zu markieren, schaut Kasper auf die vergangenen zehn Jahre zurück und mischt sich in die aktuelle Diskussion ein.

Durch alle Beiträge zieht sich ein klares Bewusstsein für die Ungeheuerlichkeit der Shoah. Immer wieder wurde und wird in kirchlichen Zusammenhängen auf die tiefe Differenz zwischen christlichem Antijudaismus und rassistischem Antisemitismus hingewiesen, um oft genug im selben Atemzug das Christentum als Feind des NS-Regimes zu kennzeichnen. Das tut auch Kasper, um doch sogleich jenseits aller Apologetik festzustellen, dass die christliche Judenfeindschaft dem Antisemitismus zugearbeitet, ihn faktisch mitvorbereitet und es vereitelt hat, dass sich Kräfte zum Widerstand gegen den Nazismus entwickelt hätten. Wie die kirchlichen Veröffentlichungen spricht auch er, wenn es um Verantwortlichkeiten geht, von „Repräsentanten der Kirche“ (87) und einer „innere(n) Schwäche der Christen“, konstatiert aber auch – über Einzelne hinausgehend – offen „eingefleischte Vorurteile und Mentalitäten, Strukturen der Sünde“. (92)

In seinem jüngsten Beitrag setzt sich Kasper faktisch auch mit einem verstörenden Aufsatz von Altpapst Benedikt XVI aus dem Jahr 2015 auseinander. Mit der Rede vom Judentum als Gottes Volk im ungekündigten Bund hatte Johannes Paul II. *Nostra aetate* 4 expliziert. Schnell avancierte die Aussage zum *Grundsatz* in der christlich-theologischen Verständigung. Ratzinger reklamierte im genannten Aufsatz allerdings Differenzierungen, um selber von einer „Umstiftung des Sinai-Bundes in den neuen Bund im Blute Jesu“ zu sprechen. Zudem verstand er die Zerstörung des Tempels wie die Zerstreung der Juden geschichtstheologisch als Strafe Gottes. Und zum Erstaunen vieler stellte er die Existenz einer Substitutionslehre – also die Beerbung des heilsgeschichtlichen Status als Volk Gottes durch die Kirche – in Frage, schließlich fände sich in einschlägigen Lexika kein entsprechendes Lexem. Der Aufsatz stieß jüdisch und katholisch auf massive Kritik, ja er rief Empörung hervor, sah man doch die Grundlagen jeder Verständigung in Frage gestellt. Loyal verteidigt Kasper die zweifellos guten Absichten des Altpapstes, geht aber selber davon aus, dass die Substitutionstheorie ab dem 2. Jahr-

hundert virulent war, und referiert sie vergleichsweise breit. Dagegen sieht er Ansatzpunkte einer konstruktiven Israellehre bei Bernhard von Clairvaux (er sprach sich gegen eine Judenmission aus, solange nicht alle Heiden missioniert seien), Hildegard von Bingen, Hugo von St. Viktor und Thomas von Aquin. Diese bleiben in der Tat zu prüfen, erscheinen jedoch als Einzelstimmen, die tief eingelassen sind in eine kirchliche „Sprache der Verachtung“ (112).

Die nachkonziliare theologische Herausforderung besteht darin, den eigenen Glauben so zu artikulieren, dass darin zugleich das Judentum als heilsgeschichtlich qualifizierte Größe *post Christum* und *neben der Kirche* und dies *in einmaliger, die Identität von Kirche betreffender Weise* anerkannt ist. Kasper empfiehlt dafür als Modell „die neutestamentlichen Überbietungsformeln“ wie etwa „mehr als Jona“ (Mt 12,41). Denn eine „solche komparative Sprechweise bedeutet keine Abwertung des Judentums. Sie kann sowohl das gemeinsame Fundament wie das gemeinsam Überbietende und insofern das unterscheidend Christliche aussagen“ (78).

Dieser für mich schwer verständliche Satz unterstreicht, vor welchem grundlegenden Problemen die christliche Theologie „im Angesicht der Juden“ steht. Das zeigt sich auch NT-hermeneutisch, wenn entlang den Evangelien „Jesus als Jude – Licht für die Völker und Herrlichkeit für Israel“ dargestellt wird. Bei aller jüdischen Kontextuierung Jesu sind natürlich die Konflikte mit Pharisäern nicht zu verschweigen. „Darum ist es am Sabbat erlaubt, Gutes zu tun“ (Mt 12,12) (22). Es veranlasst den Autor, in einer Anmerkung die generelle Negativ-Konnotation von Pharisäern unter Christen als „nicht gerecht“ zu kritisieren und historisch zu korrigieren (65). Ähnlich verhält es sich mit der in Mt 12 genannten Tötungsabsicht der Pharisäer. Die Anmerkung dazu stellt sogar in Frage, ob das griechische Verb überhaupt eine Tötungsabsicht meint. Es ist bedauerlich, dass diese historisch-kritischen Korrekturen nicht im Haupttext erscheinen. Das hätte die ebenso wichtige wie schwierige Frage aufgeworfen, wie Christen denn das NT lesen sollen, das in Partien nachweislich polemisch, verzerrend und - nicht nur für den Talmudforscher Jakob Neusner - auch beleidigend

von Pharisäern und jüdischen Belangen spricht. Erträgt es die Frohe Botschaft, in der Haltung einer kritisch aufgeklärten Hermeneutik, des Verdachts gehört und mit dem „Lob sei Dir, Christus“ beantwortet zu werden? Bewältigt das der Glaube, gibt es eine so reife Spiritualität, die fähig wäre, eine solche Spannung auszuhalten? Wenn nicht, stellt sich aber auch eine schwierige Frage: Kann es der Glaube hinnehmen, dass die Verkündigung der frohen Botschaft Ungerechtigkeit und Verletzung mit sich bringt und sogar eine Blutspur in der Welt zieht?

Wie ein Leitwort zieht sich durch die Artikel das Zefanja-Zitat (3,9): *Schulter an Schulter* als Option der christlich-jüdischen Verständigung und immer mehr zu realisierendes Ziel. Was im Dialog schon vereinzelt der Fall ist, verlangt noch eine tiefgreifende Durcharbeitung christlichen Glaubens und seiner Lehre. Kardinal Kaspers Band führt in dieses Laboratorium engagiert und kundig ein.

p.s. Unverständlich und ärgerlich – gewiss auch für den Autor – nimmt sich das Cover aus. Als Bildelement zeigt es eine Buchillustration des 13. Jahrhunderts mit dem klassischen Motiv der Ecclesia-Synagoga-Opposition: erstere aufgerichtet mit Krone und Herrscherstab, zweite gesenkten Kopfes, von dem sich die Krone gelöst hat. Ihr Stab ist gebrochen, die Bundestafeln entgleiten ihren Händen: im Bild kondensierte Substitutionstheologie – wie sie doch der Autor kritisiert hat (92).

Paul Petzel

Walter Homolka, Der Jude Jesus – Eine Heimholung,

(Herder) Freiburg u.a. 2020⁴, 256 S.

Zu Beginn ein Selbst-Versuch für das nächste Weihnachtsfest: Gehen wir mit kleinen Kindern an eine Krippe, zeigen wir auf das Kindchen darin und sagen: „Das ist der

kleine Jesus, das kleine Judenkind aus Bethlehem.“ Und wenn wir mutig sind, ergänzen wir: „Und in acht Tagen wird das Baby beschnitten und bekommt seinen Namen.“ ... Sind meine eigenen Empfindungen singulär, wenn sich allein schon im fiktiven Versuch Befremdlichkeit einstellt? Verwunderlich ist solches Fremdeln allerdings nicht. Schließlich konnten schon die Konzilsväter mit dem Fest der Beschneidung des Herrn wenig anfangen und strichen es aus dem Kalender. Und vom Jesuskind als *Judenkind*, von der Menschwerdung Gottes als einer Judewerdung zu sprechen, gehört weder zum aktiven Wortschatz der Prediger, noch zu den Begriffen der Theologie. Jahrhunderte lang – bis heute – konnte und kann gepredigt und theologisiert werden, ohne dass das Judesein Jesu dabei eine Rolle spielte. Noch 1997 sah sich Johannes Paul II. veranlasst, darauf hinzuweisen, dass sich es dabei nicht um einen für den Glauben belanglosen Zufall handele.

Walter Homolka ist Rabbiner und Professor, Gründer der School of Jewish Theology in Potsdam, der einzigen Ausbildungsstätte liberaler Rabbiner- und KantorInnen in Deutschland. Schon 2015 hat er die englische Erstausgabe des Buches vorgelegt, das 2020, aktualisiert und erweitert, in Deutsch erschien.

Beeindruckend materialreich und dadurch zumal für Christen instruktiv entfaltet der Autor ein Panaroma jüdischer Befassung mit Jesus von früh-rabbinischen Zeiten, über das Mittelalter bis in die Moderne, ja die Gegenwart. So finden sich im Talmud – quantitativ verschwindend gering – scharfe Polemiken. Danach sei Jesus ein uneheliches Kind, von einem römischen Soldaten gezeugt, habe sich der Zauberei anheimgegeben und das Volk verführt, um schließlich gesteinigt bzw. erhängt zu werden und in der Hölle-Jauche zu brodeln ... Ist dies nun ein narratives Ventil für erfahrene Repression in einem nach-konstantinischen Staatskirchentum (so Johann Mayer) oder eher selbstbewusste rabbinische *counter story* (so Peter Schäfer)? Auch das Mittelalter hat eine volkstümliche polemische Sage, die *Toldot Jeschu*, hervorgebracht und stark kolportiert. Allein, mit Blick auf die Folgen konstatiert der große Historiker Heinrich Graetz im 19. Jh.: „Die

Christen vergossen unser Blut, wir nur Tinte“!

Positiv hat dagegen schon Maimonides das Christentum geradezu mit dem Ehrentitel einer *praeparatio messianica* bedacht. Mit der Aufklärung und in der Moderne setzt sich insgesamt ein ausgesprochen positives Interesse an der Gestalt Jesu durch. So anerkennt der Hamburger Rabbiner Jakob Emden Christentum und Islam als je eine „Gemeinschaft um des Himmels willen“ und darum auch mit Bestand.

Den Schwerpunkt des Buches machen aber das 19. und 20. Jh. aus. Wie die liberale protestantische Theologie Distanz hält zu dogmatischen Vorannahmen, arbeitet auch die neu entstandene Wissenschaft des Judentums historisch-kritisch. Jesus wird sichtbar als Jude im Kontext des zeitgenössischen Judentums. Seit der Arzt und Gelehrte Joseph Salvador 1838 die erste jüdische Jesus-Monographie publiziert hatte, konnte Jesus als „Volkslehrer“ apostrophiert werden (Isaak M. Jost), profilierter Pharisäer (Abraham Geiger), Weisheitslehrer oder auch Freiheitskämpfer u.ä. Erstaunlich genug: Obwohl die liberale protestantische Theologie mit gleicher Methode arbeitete, entwich ihr der Jude Jesus dennoch aus dem Blick. Solches „Verschwinden“ ist gleichsam programmiert durch das Vorurteil, das Judentum nach dem Exil – verräterisch als „Spätjudentum“ bezeichnet – sei ein Phänomen des Verfalls. Dann aber muss Jesus in der Differenz dazu als seine Überbietung, wenn nicht als Verabschiedung von ihm dargestellt werden.¹

Ihren „Sitz im Leben“ hatte die jüdische Jesu-Leben-Forschung in der unsicheren Situation seit der bürgerlichen Emanzipation. Seit 1812 zwar gleichberechtigt, galt es das Judentum auch als konstruktive kulturelle und soziale Größe auszuweisen. Und wie sollte das besser geschehen, als *die* zentrale Gestalt der christlichen Kultur als Jude deutlich zu machen? Wir wissen, dass dies den Antisemitismus der Kaiserzeit nicht aufhalten konnte ... Der Berliner Antisemitismustreiter, von Treitschke und Hofprediger Stoecker losgetreten, ist ein frühes Zeugnis dafür.

¹ Vgl. dazu die eindrückliche Studie von N.Reck, *Der Jude Jesus und die Zukunft des Christentums. Zum Riss zwischen Dogma und Bibel. Ein Lösungsvorschlag*, Ostfildern 2019.

Das 20. Jh. wird eröffnet von der ersten expliziten christlich-jüdischen Kontroverse. Leo Baeck antwortet mit *Das Wesen des Judentums* auf von Harnacks ungemein öffentlichkeitswirksames *Das Wesen des Christentums*. Während danach das Evangelium, ganz getragen von der „Kraft der Persönlichkeit Jesu“, den „inneren Menschen“ anspreche, fehle dem Judentum ein Sinn für Individualität. Seine einst durchaus reiche Ethik sei unter Kultus und Ritus begraben und verbleibe im Verrechnen à la „Aug‘ um Aug‘, Zahn um Zahn“. Baeck kritisiert von Harnacks Ignoranz der Ergebnisse der Wissenschaft des Judentums, mangelnde Grundkenntnisse rabbinischer Theologie und setzt der Abwertung des Judentums eine Typologie von Religionsformen entgegen, wonach das Christentum (nach Paulus, Augustinus und Luther) eine „romantische“ Version abgibt im Unterschied zur „klassischen“, zu der Jesus, Pelagius und Calvin zu rechnen sind und auch das Judentum. Damit ist auch eine größere Nähe Jesu zum Judentum als einem paulinisch formatierten Christentum behauptet.

Die Linie einer „Heimholung“ Jesu ins Judentum – den Begriff prägte wohl H. Wolfson 1925 – setzt sich im 20. Jh. fort mit Joseph Klausner, Martin Buber, Fr. Rosenzweig, Ben Chorin, David Flusser, Pinchas Lapide, S. Sandmel, Ernst L. Ehrlich, H.-J. Schoeps und weiteren. Mittlerweile schon eine Unterdisziplin der Jewish Studies geworden, zeigt die englische Entsprechung für Heimholung - *reclamation* - deutlicher das Moment des Anspruchs an, das ihr durchaus zu eigen ist. Verhandelt werden eben nicht nur unverbindliche „Verständnisse“, sondern auch Zugehörigkeiten, Verwandtschaften und mit dem Christentum konkurrierende Ansprüche des Verstehens. Insbesondere bei gegenwärtigen Autoren und Autorinnen wie etwa dem orthodoxen Rabbiner, Talmudforscher und Theoretiker Daniel Boyarin begegnet eine entsprechende Souveränität. Zumal Literaten und Künstler eignen sich mittlerweile ganz unbefangenen christliche Topoi an wie etwa das Abendmahl oder die pietà, um eigene jüdische Befindlichkeiten zu artikulieren.

Das Panorama jüdischer Jesusbezüge arbeitet Homolka immer in Relation zu christlich-kirchlichen Realitäten durch. So ist

erst nach der Shoah eine Kommunikation auf Augenhöhe entstanden, die allerdings durch Altpapst Benedikt XVI. resp. J. Ratzinger Rückschläge erhalten hat. Die Anerkennung des Judentums als Gottes Volk im ungekündigten Bund - von Johannes Paul II. als Grundsatz aller christlichen Verständigung mit dem Judentum formuliert – konnte Ratzinger dadurch verunklären, dass er von einer „Umstiftung des Sinai-Bundes in den neuen Bund im Blute Jesu“ sprach oder in der Karfreitagsfürbitte für den außerordentlichen Ritus Formulierungen präsentiert, die von Juden – und Christen – kaum anders als subtile Anbahnung von Judenmission verstanden werden können. Für seine Jesustrilogie, in der Ratzinger zwar das Gespräch mit dem Talmudforscher J. Neusner aufnimmt (häufig oberflächlich euphorisch kommentiert), resümiert Homolka enttäuscht, dass er dennoch eine „substantielle Auseinandersetzung mit der jüdischen Position „schuldig“ bleibe.

Damit ist Homolkas Interesse und Anspruch an christliche Theologie benannt: „eine Christologie zu schaffen, die ohne eine Karikatur des Judentums auskommt, seine bleibende Erwählung ernst nimmt und eine positive Einstellung zur Willensfreiheit der Menschen wertschätzen kann“. J.H. Tück sucht in seinem instruktiven Geleitwort darauf zu reagieren.

Um aus christlicher Sicht die Voraussetzung der Ansprüche von Homolka auf verbindliche Bezugnahmen ganz deutlich zu formulieren: Das *nachbiblische* Judentum bleibt *neben* der Kirche heilsgeschichtlich positiv anzuerkennen als Größe „von Gottes Ratschluss“. Dann aber ist es nicht „nur“ eine kulturell „interessante“ Größe und seine Theologie womöglich inspirierend und je nach Neigung zu rezipieren oder auch nicht. Im Kern sind die Äußerungen dieses Judentums *potentiell* als Zeugnisse des Einen Gottes aufzufassen. Fachtheologisch formuliert: Das Judentum ist ein *locus theologicus*, ein „Ort“, ja, eine ganze Landschaft, die von Christen zu „erfahren“ ist, wenn die eigene christliche Rede von Gott denn hinreichend deutlich und komplex geraten soll.

Fundsache

Neueste Zahlen der Belgischen Bischofskonferenz zum kirchlichen Leben betreffen auch die Trappisten und deren liebste Nebenbeschäftigung. Demnach lebten in den sechs Abteien Belgiens zuletzt noch insgesamt 96 Trappisten-Mönche – mit einem jährlichen Bierausstoß von 52,2 Millionen Liter; 543.500 l Bier pro Mönch und Jahr. In der Acheler Benedictus-Abdij in der Provinz Limburg ist es aber nun passiert: Mit dem Verschwinden der letzten Brüder aus Achel ist der Verlust des Etiketts der Internationalen Trappistenvereinigung verbunden, die für die authentische Herkunft des Bieres bürgt. Damit gibt es nur noch fünf Trappistenbiere in Belgien.

Gleichzeitig wurde bekannt, dass während der Corona-Krise in Deutschland der Bierabsatz deutlich zurückgegangen ist, in 2020 um 5,5 % gegenüber dem Vorjahr auf „nur“ noch 8,7 Milliarden Liter. Der Weinkonsum ist dagegen gestiegen, und zwar um 29 % bei Rosé-Wein, um 15 % bei Rot- und 10 % bei Weißwein. Über die Gründe rätseln noch die Experten. An dem Ausfall von Achel kann es nicht liegen, denn dort wird weiterhin Bier hergestellt, aber eben kein „authentisches Trappistenbier“ mehr (KNA 7.2.2021, FAZ 8.2.2021).

Benno Rech

Die Glosse

Rauschheim zum Beginn der Fastenzeit
Lieber Joseph,
Du glaubst es nicht: Unsere katholische Kirche ist durch die Pandemie in die gleiche Situation geraten wie meine Gewerkschaft: Ihr laufen die Mitglieder weg. Allerdings so katastrophal wie im Woelki-Bistum Köln, wo bis Ende April alle Austrittster-

mine bei der Stadtverwaltung ausgebucht sind, (In fettgedruckten Lettern berichtet die ‚Süddeutsche Zeitung‘: „Server brechen zusammen, weil so viele Menschen einen Termin für den Austritt haben wollen“) ist es in der Gewerkschaft dann doch nicht.

Joseph, wie soll die Kirche aus diesem Schlamassel rauskommen? Wir Gewerkschafter setzen in solchen Fällen auf Lohnverhandlungen. Aber, was kann die Kirche ihren Leuten anbieten?

Der größere und aktivere Teil der Kirchenmitglieder sind Frauen, und die kämpfen um die volle Teilhabe am Amt, also, die wollen gern Priester, Bischof und sogar Papst werden. Weißt Du, Joseph, wo das noch hinführen soll? Aber an dem Zipfel täten wir Gewerkschafter ansetzen. Schmeiß den Weibsleuten den Diakon, also etwas mehr als das Messdieneramt, als Köder hin, und die vergessen alle ehrgeizigeren Ziele. In der Gewerkschaft ködern wir die Arbeiter mit Versprechen wie: Wir werden mit den Arbeitgebern so hart verhandeln, dass für Euch eine Gehaltserhöhung von mindestens 10% herausspringt. So fangen wir den stinkisch gewordenen Teil unserer Klientel immer wieder ein. Oder ihr könntet den empfindsamen Sozialstaatsanhängerinnen die volle Aufklärung der Missbrauchsfälle versprechen, flankiert mit entsprechenden Drohungen an die obersten Funktionäre in der Hierarchie.

Du siehst, lieber Joseph, die Zusammenarbeit mit der Gewerkschaft würde sich auch für die Katholische Kirche lohnen.

Lös auch Du Dich, eingefleischter Katholik, von Deinen Vorurteilen gegenüber der Gewerkschaft!

Dein Freund, der Sozi-Sepp

P.S.: Früher hat unsereiner in der Heftigkeit der Angriffe vom Pastor die Kanzel herunter keinen Unterschied bemerkt, ob er gegen den Teufel gewettert hat oder gegen die Gewerkschaft.